Nr. 220 — Jahrgang 12 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 25. September 1927

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.14 Zlp. Anzeigen unter Text 0.50 Zlp. von außerhalb 0.60 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 9. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto: P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Von Nieśwież nach Dzików bis..?

Als zu Beginn des Pilsudskiregimes der Marschall die Beisetzung eines der Radziewills benutzte, um dem Kreise der früheren Zaren-, Kaiser- und Königsanhänger in Polen näher zu treten, war man in Linkskreisen geneigt, die Anschauung zu verbreiten, als wenn es dem Marschall an der Vorbereitung der Monarchie läge. Einige nationaldemokratische Blätter gingen sogar so weit, daß man Pilsudski verdächtigte, daß er selbst die Absicht habe, sich zum König ausrufen zu lassen und später schwächte man die Gerüchte dahin ab, daß eine der Töchter Pilsudskis einen Radziewill heiraten solle und so der Marschall der Platzhalter eines kommenden polnischen Königs wäre. Es waren nur Gerüchte, die man zur Verdächtigung ausstreute, denn in politischen Kreisen war es klar, daß die Annäherung Pilsudskis an den altpolnischen Adel nichts anderes bedeute, als die Sprengung der Nationaldemokratie unter Dmowskis Führung, der seine gesamten Agitationsgelder vom Großgrundbesitz und dem Adel bezog. Dieser Plan ist gelungen, die Nationaldemokratie wurde nicht nur gespalten, sondern es machte sich eine weitere faschistische Gruppe, das „Lager des Großen Polen" auf. Bis dahin gelang Pilsudskis Plan, der aber nicht beendet ist, denn auch die Konservativen, die bald nach Pilsudskis Besuch in Nieswiez in Krakau tagten, fanden ihre Reihen in drei Gruppen gespalten und seit dieser Zeit geht der Plan des altpolnischen Adels eine feste konservative Gruppierung nach englischem Muster zu schaffen. Wieweit der Marschall hier seine Vermittlungen fortsetzt, ist nicht genau ersichtlich, jedenfalls fördert er diese Pläne, soweit dies im Bereich seiner Macht liegt. Und der Großgrundbesitz kann sich nicht beklagen, daß die Politik des gegenwärtigen Kabinetts nicht auf seine Vorteile bedacht war. Die Landwirtschaft kann zufrieden sein, sie wurde genügend berücksichtigt.

Es ist kein Geheimnis, daß der Marschall sich darüber Rechenschaft ablegt, daß die Industrialisierung Polens doch noch Jahrzehnte auf sich warten lassen wird und daß die stärkste Stütze des polnischen Staates in der Landwirtschaft liegt. Und da ihm durch die Heranziehung des Adels eine feste Stütze entstehen kann und obendrein die Möglichkeit besteht, die verhaßte Nationaldemokratie an der empfindlichsten Stelle zu treffen, so ist es verständlich, daß dem Marschall an der Mitherrschaft des Adels, also des Großgrundbesitzes sehr viel gelegen ist. Zu dem konservativen Kreise oder Kreisen gehören auch namhafte Professoren als Dekoration und schließlich auch Kreise, die dem Marschall geistig sehr nahestehen. Es ist darum keine Ueberraschung, wenn die Konservativen ihrerseits die Gelegenheit benutzen, um eine Rechnung zu präsentieren, um größeren Anteil an der Herrschaft im polnischen Staat zu erheben. Denn mit den Niesabytowski und Meysztowicz gibt man sich nicht zufrieden, sie sind seinerzeit als Monarchisten wohl mehr als Freunde Pilsudskis ins Kabinett aufgenommen worden, denn als Politiker, die ausschließlich das konservative Element repräsentieren. Aber daß sie es verstanden haben, im Kabinett die Richtung der Konservativen durchzusetzen, wird niemand bezweifeln, der die Taten dieser Minister etwas näher durchschauen kann.

Nun vollzog sich in den letzten Tagen ein weiteres Ereignis, welches mit Nachdruck lehrt, daß dem polnischen Altadel unter der Deckfirma des Konservativismus in Polen eine besondere Rolle zugedacht ist. Nachdem in Krakau eine ziemlich offizielle Tagung der Konservativen vor Monaten stattfand, haben sich Repräsentanten dieser Richtung jetzt in Dzikow gefunden, dort sind in Gegenwart eines Abgesandten der Regierung, neue Pläne geschmiedet worden. Es soll eine starke Konservative Partei bei den kommenden Wahlen entstehen, die neben den „Sanatoren", die stärkste Stütze der Regierung sein soll. Der Marschall hat einen seiner Vertrauten, den Oberstleutnant Slawek, nach Dzikow entboten, wo sich zwei frühere Diplomaten, einige Professoren und gegen 15 Adlige eingefunden haben, um ein Programm zu beraten. Es heißt in der nationaldemokratischen Presse, daß Pilsudskis Vertrauensmann Slawek, sogar mit einem Bericht über die Lage Polens in Dzikow aufgetreten sei. Hinzukam, daß sich ein Pilsudskianhänger in Ostgalizien, der neue Wojewode Borkowski, über den kommenden Weg der Konservativen bereits ausgeschrieben hat, so daß die Hauptarbeit der Konsolidierung der konservativen Partei beendet ist, wenn auch noch nicht zu übersehen ist, ob alle Gruppen sich auf das in Dzikow festgelegte Programm geeinigt haben.

Wie immer auch die Tagung, die sich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abspielte, vollzog, eines ist sicher, daß die Konservativen mit baldigen Wahlen rechnen. Ob diese nun im Rahmen der verfassungsmäßigen Zeit stattfinden oder später, ist eine nebensächliche Frage. Eines ist aber auch sicher, daß die kommenden Wahlen, bei denen die Konservativen etwas erben wollen, nicht nach dem bisherigen Wahlmodus vor sich gehen können, daß uns also doch eine Wahlreform ganz aus der Hand der Regierung beschieden sein wird. Soweit zeichnet sich bisher der Weg, der von Nieswiez nach Dzikow führt und mit dem Einzug der Konservativen im neuen Parlament durch eine besondere Wahlreform enden wird.

—II.

Das Pressedekret nicht aufgehoben

Ein Schreiben des Ministerpräsidenten an den Sejmmarschall

Warschau. In den Freitag-Nachmittagsstunden erhielt der Sejmmarschall Rataj ein Schreiben des Ministerpräsidenten Pilsudski, in welchem uitgeteilt wird, daß das Pressedekret weiter seine Gültigkeit hat Der Sejm hat bekanntlich in seiner ersten und letzten Sitzung am Montag das Pressedekret vom 10. Mai abgelehnt und der Sejmmarschall hat dies der Verfassung gemäß dem Kabinett mitgeteilt, daß das Pressedekret demnach seine Wirksamkeit verloren habe. Schon damals wurden Bedenken laut, daß sich die Regierung nicht daran halten werde, denn Gesetzeskraft erlangen auch Beschlüsse des Sejms nur, wenn sie im „Dziennik Ustaw" veröffentlicht werden. Aber der Sejm hat keinen Einfluß darauf, was im Gesetzesblatt zu veröffentlichen ist. Da nun die Regierung es ablehnt, den Sejmbeschluß zu publizieren, brauchen sich auch die Gerichte nicht daran zu halten und so gilt formell das Pressegesetz weiter. Nun hat die Regierung den letzten Schritt vollzogen und dem Sejmmarschall wissen lassen, daß das Pressedekret trotz der Ablehnung durch den Sejm in Wirksamkeit bleibt, weiter teilt der Ministerpräsident mit, daß auch die Verordnung beziehungsweise das Dekret über falsche Gerüchte beziehungsweise Nachrichten über die Regierung aufrecht erhalten wird. Dadurch ist jeder Zweifel behoben und das Kabinett stellt fest, daß es sich nicht an die letzten Beschlüsse der geschlossenen Sejmsession hält. Das Kabinett begründet die Ablehnung gleichfalls unter Berufung auf die Verfassung, die nun eben eine Sache der juristischen Auslegung ist.

Ein schwerer Verlust für Deutschland

Todesflug des Botschafters Freiherrn von Maltzan

Weimar. Aus bisher unbekannten Gründen stürzte Freitag vormittag das Verkehrsflugzeug D 585 auf der Strecke Berlin—München in der Nähe von Schleiz ab. Der Flugzeugführer und 5 Passagiere sind tot. Der Bordmonteur ist schwer verletzt. Die Namen der Toten sind: Botschafter Freiherr von Maltzan, Roell von der Reichsbahndirektion Berlin, der Prokurist und Verkehrsleiter der Deutschen Lufthansa von Arnim und der Flugzeugschüler der Verkehrsfliegerschule Osmers.

Der Bordmonteur heißt Feiler. Der Flugzeugführer Charlett ist Friedensflieger und hat bereits viele hunderttausend Kilometer auf Streckenflügen zurückgelegt, wobei er in letzter Zeit die Strecke Berlin—München besonders oft geflogen ist. Das Flugzeug, eine Maschine des Typs „Merkur", wurde Mitte Mai dieses Jahres nach Prüfung durch die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt von den Dornier-Werken an die Deutsche Lufthansa geliefert und hat seitdem ohne jeden Zwischenfall Dienst getan.

Der Bericht eines Augenzeugen

Weimar. Wie Augenzeugen zu dem Flugunglück bei Schleiz berichten, konnte bereits, als das Flugzeug von Norden nach Süden die Stadt Schleiz überflog, festgestellt werden, daß der linke Flügel des Flugzeuges stärker herabhing als der rechte. Man sah dann plötzlich, wie das Flugzeug anfing zu trudeln und wie der Führer augenscheinlich nach einem günstigen Landungsplatz suchte, bis die Maschine aus steiler Höhe abstürzte. Landwirte, die in der Nähe des Lustschlößchens Heinrichsruhe, etwa 4 Kilometer südlich von Schleiz, an der Straße Schleiz—Hof arbeiteten, sahen, wie sich das Flugzeug unweit der Straße tief in den Ackerboden hineingrub. Die Schleizer Polizei nahm die notwendigen Absperrungsmaßnahmen vor. Die herbeigeeilten Aerzte konnten jedoch keine Hilfe mehr bringen. Der Anblick der Unfallstelle bot ein grauenerregendes Bild.

Ago Freiherr von Maltzan

Berlin. Adolf Georg Otto (Ago) Freiherr von Maltzan zu Wartenberg und Penzlin wurde am 31. Juli 1877 in Klein-Varchow in Mecklenburg geboren. Er studierte die Rechtswissenschaft (aktiv bei dem Korps Borussia in Bonn) und trat 1906 aus dem Justizdienst in den diplomatischen Reichsdienst über. 1907 wurde er als Legationssekretär nach Rio de Janairo und bald darauf nach Christiania (Oslo) gesandt. Von 1910 bis 1911 war er erster Sekretär bei der Botschaft in St. Petersburg und von 1913 bis 1917 in Peking und zwar dort seit Kriegsausbruch als Geschäftsträger. Von hier aus übermittelte er bereits am 1. August 1914 der Reichsregierung eine Meldung über die bevorstehende japanische Kriegserklärung. Nach der Kriegserklärung Chinas an Deutschland kehrte er nach Deutschland zurück, war kurze Zeit Stellvertreter des Reichskanzlers im Hauptquartier Ost, darauf wurde er bis 1919 an der Gesandtschaft im Haag beschäftigt. Im Sommer 1919 wurde er zum Bevollmächtigten des Auswärtigen Amtes für Estland und Lettland ernannt, jedoch bald wieder ins Auswärtige Amt berufen, wo er Referent in der Ostabteilung wurde. Im November 1921 zum selbständigen Leiter der Ostabteilung ernannt, bereitete er als Mitarbeiter Rathenows den am 16 April 1922 abgeschlossenen Vertrag von Rapallo vor, durch den Rußland u. a. auf Reparationsforderungen gegen Deutschland verzichtete. Im Dezember 1922 wurde Maltzan Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und damit der eigentliche ausführende Leiter der deutschen Politik. Im Dezember 1924 wurde er zum Botschafter in Washington ernannt. Sein Nachfolger in Berlin wurde der bisherige Ministerialdirektor von Schubert. Am 5. Juli 1927 reiste Maltzan mit dem Damper „Stuttgart" vom Norddeutschen Lloyd von Neuyork nach Deutschland ab, um hier seinen Urlaub zu verbringen. Nach Beendigung seines Urlaubes hielt sich Maltzan noch einige Tage in Berlin auf, um mit den maßgebenden Stellen die wichtigen politischen Fragen zwischen Deutschland und Amerika zu besprechen. Heute früh wollte sich der Botschafter auf einen Tag per Flugzeug nach München begeben, um von dort die Rückreise nach Amerika anzutreten. — Freiherr von Maltzan war seit 1914 verheiratet mit Gruson Edith, einer Enkelin des Gründers der Gruson-Werke in Magdeburg.

Amerikas Beileid zum Tode Maltzans

Neuyork. Präsident Coolidges hat telegraphisch dem Reichspräsidenten von Hindenburg sein Beileid „anläßlich des beklagenswerten Todes des deutschen Botschafters" ausgesprochen, „der während seines Washingtoner Aufenthaltes seinem Lande sichtbare Dienste erwiesen hat". Die amerikanische Regierung werde dem verstorbenen Botschafter das allerbeste Andenken bewahren, nicht nur wegen seiner diplomtischen Fähigkeiten, sondern auch wegen seiner sonstigen Achtung verlangenden Qualitäten. Coolidge bittet den Reichspräsidenten, sein und seiner Frau Beileid an Frau von Maltzan zu übermitteln.

Staatssekretär Kellogg übermittelte dem Berliner Auswärtigen Amt und Freifrau von Maltzan telegraphisch das Beileid der amerikanischen Regierung. Ferner ließ Kellogg sowie eine Reihe diplomatischer Vertreter seine Karte in der deutschen Botschaft abgeben. Die deutsche Botschaft selbst flaggte sofort nach dem Eintreffen der Todesnachricht Halbmast. Das Staatsdepartement drückte der deutschen Botschaft zunächst mündlich und inoffiziell das Beileid aus. — Die Trauer über den Tod des deutschen Botschafters ist allgemein. Staatssekretär Kellogg feiert in einer Erklärung die außerordentlichen Fähigkeiten und hebt Maltzans Bemühungen um die Wiederherstellung herzlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika hervor. Ueberall in Amerika sei Maltzan beliebt gewesen und oft habe er erklärt, daß er noch 20 Jahre in Washington zu bleiben gedenke. Es sei eine Tragödie, daß der Tod seine Bemühungen unterbrochen habe. Kellogg erklärte weiter, er dürfe das Beileid auch für sämtliche Beamte des Staatsdepartements aussprechen, mit denen Maltzan in Berührung gekommen sei. Es werde schwer sein, Maltzan zu ersetzen.

Die Pariser Presse gegen Litwinows Erklärungen

Paris. Die Pariser Presse bezeichnet mit Ausnahme einiger Linksblätter, die Erklärungen Litwinows über das Bestehen einer grundsätzlichen Uebereinstimmung in der Schuldenfrage als sowjetistische Lügen. Das Manöver Litwinows sei von der französischen Regierung so verdächtig betrachtet worden, daß diese ihr Dementi sogar an der Börse habe anschlagen lassen. Ein Fall, der sich sonst noch nie ereignet hätte. Die linksstehende „Volonte" zieht gegen die Anhänger des Abbruchs der Beziehungen mit Rußland ins Feld. Sie drängten auf die Abberufung Rakowskis, der sich eifrig für das Zustandekommen einer Einigung in der Schuldenfrage einsetzte, um den Abbruch dieser Verhandlungen zu erreichen.

Der Leiter der französischen Delegation für die Wirtschaftsverhandlungen mit Rußland, Senator de Monzie, hat beschlossen, seinen Urlaub abzubrechen und nach Paris zurückzukehren.

Die Sicherheitsfrage

Das Genfer Völkerbundsleben bröckelt langsam ab. Vor allem verlassen die Pessimisten geschlagen Genf. Die eifrigsten internationalen Verteidiger des Völkerbundes, Briand, Breitscheid, Vandervelde, Motta, Politis, Nansen, Benesch, de Brouckere sind in der Versammlung oder in den Kommissionen nicht nur äußerlich zu Wort gekommen, sondern sie haben auch dem Bund neue Antriebe eingeben können, während Herr Grandi, der Freund Mussolinis, der im Hotel des Bergues abgestiegen ist, wo sich auch die französische Delegation immer aufhält, ohne Delegierter zu sein, in ganz Genf vergebens Unheil spinnend herumkreist. Immerhin ist Grandi wenigstens der einzige, der nie als Delegierter im Völkerbund auftritt, weil er merkt, daß er in einer republikanisch-demokratischen Versammlung, wo er sich parlamentarischen Formen zu fügen hätte, nichts zu suchen hat.

Die jetzige Völkerbundstagung hat außerordentlich viel Zeit darauf verwandt, noch einmal über das Genfer Protokoll, das mit der Abrüstungsfrage im Zusammenhang steht, zu sprechen und eine Erklärung des Artikel 11 des Völkerbundspaktes langsam auszuarbeiten. Dieser Artikel spricht, ebenso wie Artikel 16, vom Krieg des Völkerbunds. Was ist bisher darüber ausgearbeitet worden? Welche Einheiten hat jedes Land dem Völkerbund im Kriegsfall zur Verfügung zu stellen? Genügt es, wenn beispielsweise Mussolini dem Vökerbund dann hohnlächelnd einen einzigen Soldaten schickt? Hierüber müßte endlich ein Statut geschaffen werden, nicht damit die Armeen im Kriegsfalle auch wirklich marschieren können, sondern damit auch die angriffslustigste Regierung solche Angst vor der Völkerbunds-Exekution hat, daß sie schon aus diesem Grunde nicht wagt, Kriegslärm zu schlagen. Und dann würde eine genaue Deutung des Artikels 11, das heißt gewissermaßen die Schaffung eines Protokolls über den Artikel 11, die Abrüstungsfrage, dadurch viel mehr beschleunigen, daß die Sicherheit in der Welt verstärkt wäre. Inwiefern hindert nun augenblicklich noch das mangelnde Sicherheitsgefühl ein schnelleres Zusteuern auf die Abrüstung? Mussolinis Brandreden gegen Frankreich, dem er für 1935 den Krieg erklärt hat, nimmt natürich niemand ernst. Aber der Hauptwiderstand liegt bei England. Wenn es behauptet, seine Dominions stimmten dem Genfer Protokoll nicht zu, weil sie gewisse innere Probleme (Ein- und Auswanderung) nicht einem Schiedsgericht überwiesen sehen wollen, so könnte durch ein internationales Auswanderungsübereinkommen, für welches das „Internationale Arbeitsamt" bereits Vorstudien gemacht hat, der Mangel behoben werden. Immer mehr entwickelt sich bei der diesmaligen Völkerbundsversammlung der Gedanke eines Wiederauflebens des Genfer Protokolls, weil in ihm die genaue Ausarbeitung eines Sicherheitssystems liegt, das nur allgemein gebilligt werden kann. Aus diesem Grunde sucht man für England die Steine aus dem Weg zu räumen, die es, manchmal nur infolge optischer Täuschung, zu sehen glaubt. Die Völkerbundsversammlung von 1925 lud dazu ein, Staaten, welche Abkommen untereinander treffen, mögen diese dem Genfer Protokoll einigermaßen anpassen. Doch alle derartigen Abkommen haben sich seitdem vom Protokoll nur weiter entfernt. Jetzt scheint man auch da wieder den Rückweg antreten zu wollen.

Schließlich war im Artikel 12 des Protokolls gesagt worden, daß die Wirtschafts- und Finanzabteilung des Völkerbundes alles Material zu sammeln hat, das sich auf Artikel 11 des Paktes beziehen könnte. Diese wichtige Empfehlung war zusammen mit den übrigen Teilen des Protokolls eingesargt worden. Schon in der Abrüstungskommission war man jetzt gezwungen, auf diese notwendige Bestimmung wieder hinzuweisen. Im Artikel 11 steht aber auch, daß jedes Bundesmitglied das Recht hat, die Aufmerksamkeit der Bundesversammlung oder des Rats auf jeden Umstand zu lenken, der die internationalen Beziehungen berühren und das gute Einvernehmen unter den Nationen bedrohen kann. Hätten gewisse Völkerbundsgegner den Bund stark genug sein lassen, um sich mit der Angelegenheit Sacco und Vanzetti zu beschäftigen (nach Artikel 11), so wäre gewiß nicht die Glashalle des Völkerbunds bei der bekannten Genfer Manifestation mit Steinen beworfen worden. Daß jedoch das schädliche Geschrei des Lord Rothermere für die ungarischen Minderheiten in der Tschechoslowakei, das hier hinter den Kulissen viel zu viel erörtert wurde, unter Artikel 11 fallen könnte, vermag nur anzunehmen, wer nicht weiß, wie wenig geschätzt die „Daily Mail" des Herrn Rothermere in der englischen Politik ist.

Kurt Lenz.

Der Bericht der Abrüstungskommission

Genf. Die Abrüstungskommission hat Freitag vormittag den Bericht an die Vollversammlung durchberaten, der aus einem allgemeinen Teil dem von der Kommission angenommenen Resolutionsentwurf des deutsch-französischen-holländischen, des finnländischen und des norwegischen Antrages besteht. In dem allgemeinen Teil des Berichtes wird darauf hingewiesen, daß die Arbeiten der bevorstehenden Abrüstungskommission sobald wie möglich fortgesetzt werden sollen. Ein Hinweis des Grafen Bernstorff in der heutigen Debatte, einen Termin für den Zusammentritt der vorbereitenden Abrüstungskommission in den Bericht aufzunehmen, wurde abgelehnt und die Einberufung wie bisher dem Präsidenten der vorbereitenden Abrüstungskommission Laudon überlassen.

Der Bericht der Kommission weist u. a. darauf hin, daß die in dem deutsch-französischen Resolutionsentwurf erwähnten Vereinbarungen zwischen den Staaten nicht den Allianzen gleichgestellt werden dürfen, die die Staaten aus politischen Interessen heraus abschließen. Das Ziel dieser Vereinbarungen sei iielmehr, sich gegenseitige Unterstützung für eine wirksame Durchführung der Bestimmungen des Völkerbundspaktes zu sichern. Zum Schluß wird zu der in dem deutsch-französischen Resolutionsentwurf erwähnten Aufforderung durch den Völkerbundsrat Stellung genommen, nach der die Staaten dem Völkerbundsrat über die Mittel informieren sollen, die sie in einem Konfliktsfall zur Durchführung der Beschlüsse des Völkerbundsrates anwenden könnten. Zur Kommentierung dieses Absatzes brachte heute die englische Delegation einen Abänderungsantrag ein, nach dem die vorgesehene Spezialkommission dem Völkerbundsrat die Maßnahmen vorschlagen soll, um von den Staaten Angabe über die von ihnen im Konfliktsfall zu ergreifenden Maßnahmen zu erhalten.

•

Zu Beginn der heutigen Vollversammlung teilte Präsident Guani mit, daß der deutsche Reichsaußenminister Dr. Stresemann soeben im Namen der deutschen Reichsregierung die Fakultativklausel zum obligatorischen Schiedsgericht des Haager internationalen Schiedsgerichtshofes unterzeichnet habe. Der Präsident erklärte, er bringe die Gefühle wohl aller Delegierten zum Ausdruck, wenn er der deutschen Delegation die lebhafte Genugtuung über diese Tatsache übermittele. Die Unterzeichnung bedeute einen Fortschritt in der Entwickelung des Schiedsgerichtswesens und der schiedsgerichtlichen Regelung von internationalen Differenzen. Der Präsident beglückwünschte sodann unter lebhaftem Beifall der ganzen Versammlung Dr. Stresemann persönlich zu der Unterzeichnung. Dr. Stresemann erklärte sodann, er wolle die Gelegenheit ergreifen, dem Präsidenten für die freundlichen Worte zu danken, ebenso der Versammlung für die freundliche Art und Weise, wie sie die Mitteilung des Präsidenten aufgenommen habe. Die Erklärungen Dr. Stresemanns wurden von der Versammlung gleichfalls mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

•

Während der Versammlung drückte eine Reihe Delegierter, darunter als erster der schweizerische Bundespräsident Motta und der französische Außenminister Briand Dr. Stresemann ihr Beileid zum tragischen Tode des Botschafters von Maltzan aus.

Aus Zagorskis Vorleben

Der General Zagorski, dessen rätselhaftes Verschwinden jetzt so außerordentliches Aufsehen erregt hat, war vor dem Weltkriege Generalstabsoffizier in der k. und k. österreichischen Armee. Kurz vor dem Kriege hatte er den Auftrag Erkundigungen in Südwestrußland anzustellen. Er begab sich nach Kiew, wo er einen Friseurladen aufmachte, um unauffällig die russischen Armeeverhältnisse auszukundschaften, was ihm auch gelang. Später eröffnete er in Moskau eine Tanzdiele, wobei er den Wirt spielte und wiederum Spionage trieb, ohne den russischen Behörden irgendwie aufzufallen. Einige polnische Blätter machen jetzt darauf aufmerksam, das Zagorski damals es sehr geschickt verstanden habe unbemerkt und spurlos aus Rußland zu verschwinden und bemerken dazu, „das spurlose Verschwinden scheint überhaupt die starke Seite des Generals zu sein".

Die Mörder Trajkowitsch in Moskau

Warschau. Erst jetzt wird die überraschende Nachricht bekannt, daß die beiden Mörder des Emigranten Trajkowitsch in der Sowjetgesandtschaft bereits in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch dieser Woche mit Genehmigung der polnischen Behörden Warschau verlassen haben und nach Moskau abgeschoben worden sind. Diese merkwürdige Maßnahme, die die Aufklärung der geheimnisvollen Vorgänge in der russischen Gesandtschaft verhindert und die drei Tage geheim gehalten wurde, kommt deshalb vollständig überraschend, weil die sowjetrussische Gesandtschaft noch vor zwei Tagen erklärt hatte, daß sie alles tun wolle, um die Angelegenheit aufzuklären. Eigenartig ist auch, daß die Ausreise der beiden Mörder angeblich mit Genehmigung der polnischen Behörde erfolgt ist. Kurz vor der Abreise hatte noch eine Vernehmung durch den Untersuchungsrichter stattgefunden.

Zwei Gesandte bei Peking ausgeplündert

Berlin. Wie die Morgenblätter aus Peking melden, wurden Freitag der belgische Gesandte d'Hermalle und der tschechoslowakische Gesandte Halle auf der Rückkehr von einem Automobilausflug in der Nähe der Hauptstadt von einem Banditen überfallen, der sie mit vorgehaltenem Revolver zwang, ihre Schmucksachen und ihr Bargeld herauszugeben.

Der jugoslawische Protest in Sofia

Wien. Wie die „Neue Freie Presse" aus Belgrad meldet, richtet die von der jugoslawischen Regierung im Zusammenhang mit dem Ueberfall auf den Saloniki—Belgrad-Schnellzug in Sofia überreichte Note die Aufmerksamkeit der bulgarischen Regierung auf das verbrecherische Treiben der Banden und verweist darauf, daß nach amtlichen Feststellungen die Mitglieder dieser Banden ausschließlich bulgarische Untertanen seien. Die Note erinnert an das in Genf abgegebene Versprechen des bulgarischen Außenministers und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß es trotz der vom mazedonischen Revolutionskomitee gemachten Schwierigkeiten gelingen werde, die in der Note angeführten Forderungen auf gütlichem Wege zu erfüllen, da sonst in der erfreulichen Annäherung der beiden Völker eine bedauerliche Störung eintreten würde.

Vatikans Dank an Faschismus

Papst lobt Mussolini — ist aber noch immer unzufrieden.

Der „Osservatore Romano" veröffentlicht eine vielbeachtete offiziöse Note über die römische Frage. Er betont, daß die Stellung des Vatikans in Italien grundsätzlich aus internationalen Gründen fortbestehe, um zu verhindern, daß man im Auslande eine Zusammenarbeit der Politik des Vatikans mit der Italiens vermuten könnte. Mit dem Hinweis auf die gute Entwicklung des Eucharistischen Kongresses von Bologna erkennt das vatikanische Organ an, daß die früher in Italien übliche Rücksichtslosigkeit und Härte gegen die Kirche gemäßigt wurde, was ein unbestreitbares Verdienst der faschistischen Regierung sei. Die römische Frage bleibe jedoch unverändert, wenn auch die vermiedenen Härten viele glauben machten, diese Frage sei beseitigt und gelöst. In Wirklichkeit ändere keine Verbesserung der Beziehungen in nebensächlichen und praktischen Fragen den juristischen Grundsatz des Programms. Es sei unbestreitbare Notwendigkeit für die katholische Doktrin, daß die Freiheit und Unabhängigkeit des Kirchenvaters nicht nur tatsächlich und vollkommen sei, sondern auch als das erscheine, damit er als Vater aller Gläubigen und aller Nationen frei auftreten könne.

Die Bande des Schreckens

The Terrible People

von Edgar Wallace

55)

„Wie sieht er aus?"

„Nicht so groß wie Sie und etwas größer als ich," fuhr der Chef fort, „und mager. Immer schwarz gekleidet; er trägt eine Krawatte wie die Künstler auf den Bildern."

„Wie alt ist er?"

„Ich weiß wirklich nicht," sagte der Mann nachdenklich. „Ziemlich alt. Er hat den ganzen Kopf voll weißer Haare, darum nennt man ihn den Professor."

Man hatte ihn niemals an den bekannten Plätzen gesehen, wo sich die Leute treffen, um entweder ihre Pläne auszuarbeiten oder ihre Beute zu verkaufen oder zu teilen. Der Spitzel kannte all diese Plätze: „Das blaue Kissen" in Blackfriars Road, wo die größten „Dinger" Englands ausgearbeitet worden waren, den „Fischteich" in Notting Hill, wo man die größten Diamanten an den Mann bringen konnte, und die kleine Kneipe in Whitechapel Road, wo alle großen Seidendiebstähle organisiert und die Ware fast offen verkauft worden war.

„Er trifft seine Leute immer draußen im Freien. Einer seiner Lieblingsplätze ist die Kanalbrücke. In Deptford erzählt man, daß er ein großer Hehler aus dem Westend sei, aber ich habe noch nie gehört, daß er etwas von den Jungens gekauft hat, und soviel ich weiß, hat er die Jungens nur zu Ueberfällen gebraucht."

„Ihr kennt Rassy, den Autofahrer?"

„Selbstverständlich," sagte der Spion. „Der kommt von Deptford. Er hat eben sechs Monate für gefahrvolles Fahren bekommen. Man erzählt, daß der Professor einen Hunderter für ein Westend-Ding gegeben hat."

„An einem besonderen Ort kann man den Professor wohl nicht sehen?"

Der Chef schüttelte den Kopf.

„Nein. Wenn er kommt, läßt er eine der Kanonen wissen, wo man ihn treffen soll, und die halten dicht. Ich will Ihnen sagen, wen er vor längerer Zeit angestellt hat — Ulanen-Harry. Kennen Sie ihn, Inspektor? Es ist der Kerl, den ein Bauer aus Versehen auf dem Felde erschoß!"

(Das war Ulanen-Harrys Todesursache, wie sie gerichtlich bekannt gegeben wurde.)

Wieder der Professor! Von all den rätselhaften Umständen in dieser Sache war er am schwersten verständlich.

Der Wetter gab dem Chef den Befehl, daß er, falls der Professor irgendwie hervortrat oder der Chef etwas von ihm hörte, sofort Scotland Yard benachrichtigen sollte. Das erste Mal, seitdem Clay Sheltons Schatten über seinen Weg gefallen war, fühlte Long sich unruhig und besorgt. Das war auch nur selbstverständlich, denn nunmehr richtete sich aller Scharfsinn und alle Gemeinheit der geheimnisvollen Bande gegen Nora Sanders.

Der Wetter war erschöpft bis aufs äußerste. Als er seinen Rock und Kragen ablegte, erinnerte er sich sich seiner Prahlerei, daß er vier Nächte wachbleiben wollte. Eine Nachtruhe konnte er sich gönnen, dachte er lächelnd, als er ins Badezimmer trat und das Wasser andrehte.

Infolge des rauschenden Wassers hörte er nicht eher das Telephon läuten, als bis er in sein Zimmer zurückkehrte, um die Hausschuhe zu holen. Sofort nahm er den Hörer auf.

„Oeffentliche Fernsprechstelle," sagte die Stimme des Telephonbeamten.

Das mußte Rouch sein, dachte er, aber es war eine Frauenstimme, und obgleich sie sich zu verstellen versuchte, erkannte er sie als Alice Cravels Stimme.

„Sind Sie es, Long? Lassen Sie Nora Sanders sofort aus der Privatklinik verschwinden!"

„Warum?" fragte er.

„Kein ‚Warum' — tun Sie es! Sie haben keine halbe Stunde Zeit. Wenn Sie kein Narr sind, werden Sie tun, was ich sage!"

„Aber ...," begann er, und schon hörte er, wie der Hörer auf der anderen Seite angehängt wurde.

33.

Eine List? Sollte er das Mädchen aus der Klinik herausnehmen, damit sie sie leichter erreichen könnten? Und doch hörte er aus der Stimme Sorge und äußerste Dringlichkeit heraus. Wenn er auch nur etwas über Männer und Frauen kannte, mußte er überzeugt sein, daß die Sprecherin genau wußte, welche schreckliche Gefahr über dem Mädchen schwebte.

Er rief die Klinik an. Die Oberschwester war zu Bett gegangen, aber die wachhabende Schwester gab eine zufriedenstellende Auskunft.

„Ja, Ihr Beamter ist hier. Nichts ist geschehen, und Miß Sanders schläft."

Er sprach auch mit dem Detektiv und erhielt dieselbe beruhigende Auskunft.

Langsam ging er ins Badezimmer zurück, drehte den Hahn ab und ließ das Wasser ablaufen. Er zog sich wieder an und wurde aus einem für ihn unbegreiflichen Grunde wieder ganz wach.

Als er fertig angekleidet war, mußte er über seine eigene Besorgnis lächeln. Er konnte in der Klinik nicht mehr tun als der bereits befindliche Beamte. Trotzdem entschloß er sich, nach Dorset Square zu wandern. Es war eine wunderbare Nacht. West-End wimmelte von Menschen, denn es war gerade Theaterschluß, und die Automobile folgten einander dicht gedrängt in beiden Fahrrichtungen.

Sein Weg führte durch Berkely Street und Berkely Square, und er wollte seinen Vater aufsuchen, der trotz der späten Stunde sicherlich in seinem Arbeitszimmer sein würde. Die Diele war erleuchtet; er drückte auf den Klingelknopf. Sir Godleys Kammerdiener öffnete ihm die Tür.

Als der Wetter Long das besorgte Gesicht des Mannes sah, erfaßte ihn eine böse Ahnung.

„Wo ist mein Vater?" fragte er.

„Ich weiß nicht, Mr. Arnold. Er ist vor einer Stunde weggegangen, um einen Brief in den Kasten zu werfen. Sir Godley tut das abends immer selbst, um sich etwas Bewegung zu machen, aber gewöhnlich kehrt er nach fünf Minuten zurück."

Arnold ging in die Bibliothek. Alle Lichter brannten im Zimmer — ein sicheres Zeichen, daß sein Vater sofort zurückkehren wollte, denn er war immer ein großer Pedant gewesen und fürchtete, unnütz den elektrischen Strom zu vergeuden.

„Hat er seinen Hut mitgenommen?"

„Jawohl, Herr, den Hut und den Stock."

Einer der Schreibkästen war halb geöffnet. Der Wetter zog ihn ganz auf — er war leer. Er pfiff leise vor sich hin. In diesem Kasten bewahrte Sir Godley einen Browning auf. Einst, in der Knabenzeit des Wetters, war es eine Marinepistole gewesen und er konnte sich noch gut erinnern, wie er eine Tracht Prügel erhielt, weil die Neugier ihn übermannte, das seltsame und schöne Instrument im Kasten zu untersuchen. (Forts. folgt.)

Polnisch-Schlesien

Die Hungrigen schreien nach den — Kartoffeln

Seit drei Jahren bilden die Kartoffeln das alltägliche Nahrungsmittel des schlesischen arbeitenden Volkes. Sie dienen hier nicht als die übliche Magenfülle, sondern als Hauptnahrungsmittel und zwar nicht nur bei den Arbeitslosen, sondern bei allen Industriearbeitern, die infolge der Brotteuerung sich an Brot nicht sattessen können. Bei den Arbeitslosen erscheinen die Kartoffeln dreimal täglich auf dem Tische: zum Frühstück, zu Mittag und zum Nachtmahl. Es wird einmal Zur mit Kartoffeln, dann wieder Kraut mit Kartoffeln und zur Abwechselung Kartoffel mit Hering gegessen. So lebt das schlesische Volk tagtäglich. Während die Arbeiter, die Arbeit haben, sich die Kartoffeln selbst beschaffen, sind die Arbeitslosen nicht in der Lage, das erforderliche Geld dazu aufzutreiben. Man sieht das ein, weshalb anfangs die Gemeinden und später die Wojewodschaft für alle Armen im Herbst die Winterkartoffeln beschafft. Bis jetzt erhielt jeder Arme 100 Kilogramm Kartoffeln von der Wojewodschaft zugewiesen. Man müßte sich damit zufriedengeben, weil es nicht mehr gegeben hat und man beherzigte dabei den Grundsatz, „dem geschenkten Gaul, wird nicht geschaut ins Maul“. Und doch ist das für den Armen und zwar für den ganzen Winter zu wenig. Das würde zwar für alle jene, die da den „Kartoffelbauch“ fürchten und die Kartoffel als Zubeiß essen, nicht aber für die Armen, die täglich dreimal Kartoffel essen müssen, genügen. Wer gezwungen ist, täglich dreimal Kartoffel zu essen, der verbraucht im Winter mehr als 100 Kilogramm. Schon in den früheren Jahren haben die Armen die Erhöhung der pro Kopf gerechneten Kartoffelmenge verlangt. Im Stillen haben die Armen gehofft, daß sie jetzt ein größeres Quantum zugewiesen erhalten. Nun verlautet eben, daß auch in diesem Jahre nur 100 Kilogramm pro Kopf verteilt wird. Wir bringen noch einmal die Wünsche der Armen in Erinnerung und weisen darauf hin, daß die 100 Kilogramm Kartoffeln kaum bis zum neuen Jahre ausreichen, während für die übrigen Monate nichts mehr übrig bleibt. Auch die fünf Doppelzentner Kohle, die man den Armen für Beheizungszwecke zuweist, reichen für den Winter nicht hin. Die Arbeitslosen verlangen die Erhöhung der Kartoffelmengen auf mindestens 150 Kilogramm pro Kopf und des Kohlenquantums auf 1 Tonne für einen Haushalt.

Achtung, Arbeitersänger!

Sonntag, 3¼ Uhr, Generalprobe in der Mittelschule, Schulstraße 6. — Abends 7 Uhr Aufstellung im Theater. An dem Konzert darf nur teilnehmen, wer bei der Generalprobe zugegen war. — Sonnabend abend: Bismarckhütte-Schwientochlowitz ¾8 Uhr, Probe bei Paschek, Königshütte, Tempelstraße. — Kostuchna: 7 Uhr im Probelokale.

Provokation

Wir haben in der letzten Zeit in verschiedenen Artikeln darauf hingewiesen, daß die Arbeiterschaft durch das Verhalten der Unternehmer provoziert wird. Heute stehen wir in dieser Atmosphäre, indem diese Provokationen ihre praktische Wirkung ausüben. Wie gestern berichtet worden ist, streiken die Arbeiter der Rütgerswerke. Die Gewerkschaften wurden zum Demobilmachungskommissar eingeladen und man stellte die Frage: Warum die Arbeiterschaft der Rütgerswerke streikt? Selbst Herr Generaldirektor Wojner will die Forderungen der Arbeiter nicht kennen, der Mann, der schuld an diesem Streik ist. Die Arbeiterschaft der Rütgerswerke wird gezwungen, monatlich bis 50 Schichten zu verfahren, trotzdem dieses vor Monaten dem Herrn Gewerbeinspektor Franke mitgeteilt worden ist und dieser hat bisher zu einer Normalisierung nichts unternommen. Die Arbeiter der Rütgerswerke schlafen in der Fabrik, um nach kurzem Ruhen wieder weiter zu arbeiten. Der Verdienst in den Rütgerswerke stellt sich aus Tariflohn plus einer Akkordprämie zusammen, welche bei 50 Schichten im höchsten Falle monatlich auf 50 Zloty sich beläuft, das macht täglich 6,10 plus 1 Zloty (13 Prozent) Akkordprämie = 7.10 Zloty pro Schicht. Die Akkordprämie im Jahresdurchschnitt genommen beläuft sich auf Tariflohn plus 7 Prozent. Die Forderung der Arbeiter ist der Direktion sowie den Behörden schon vor langem klar gemacht worden und verlangen die Arbeiter, daß zu diesem Lohn von 7.10 Zloty im höchsten Falle der letztgefällte Ausgleich in Höhe von 0.75 Zloty, was beim A-Mann 1.— Zloty ausmacht, gezahlt wird. Bei Zahlung dieses 1.— Zloty würde dann der A-Mann 8.10 Zloty im höchsten Falle verdienen können. Ist das eine übertriebene Forderung? Oder ist es nicht eine Provokation, ein Heraufbeschwören von Unruhen, wenn man dem Arbeiter den 1.— Zloty vorenthält. Hinzu kommt noch, daß der Herr Direktor Bindewald mit seinem hochwohllöblichen Anhang den letzten Fachausschuß und damit die Oeffentlichkeit mit falschen Zahlen irreführt. Herr Direktor Bindewald rechnet den Lohn nach folgendem Muster. 50 verfahrene Schichten ergeben einen Akkordverdienst von 50.— Zloty. Laut Kalender sind es aber nur 25 Arbeitstage, folglich 50 Zloty durch 25 Arbeitstage ergibt 2.— Zloty pro kalendermäßigen Arbeitstag Mehrverdienst, d. i. 6.10 Zloty plus 2.— Zloty = 8.10 Zloty. Das ist ein Betrug, wenn man in der Statistik der Löhne, Löhne vorfindet, die nur zu erzielen sind bei der doppelten Zahl von Schichten, während sie auf die kalendermäßigen Arbeitstage im Lohn gesetzt worden sind. Die Herren Direktoren von Rütgerswerke sind die allein Schuldigen an diesem heraufbeschworenen Skandal, denn sie haben neben dem Aufgeführten selbständig ohne Verhandlung mit den Gewerkschaften die Akkordprämie dahingeändert, daß sie die bestehende Solleistung im vergangenen Jahre schon von 2 700 auf 3 300 erhöht haben und in diesem Jahre von 3 300 auf 3 900. Die Gewerkschaften haben gegen die steigende Erhöhung der Solleistung ständig protestiert und haben die Herren Direktoren auf die Gefahr aufmerksam gemacht. In der letzten Verhandlung hatte Herr Direktor Bindewald erklärt, daß sie (die Herren Direktoren) das Recht haben allein diese Akkordprämie zu ändern. Der Herr Direktor Wojnar nimmt einen derartigen herrischen Standpunkt ein, daß er mit den Gewerkschaftsführern überhaupt nicht verhandeln will. Auch jetzt, wo der Streik begonnen hat, stellt sich Wojnar auf den Standpunkt, daß erst die Arbeit aufzunehmen ist und dann verhandelt wird. Das mußten die Gewerkschaften ablehnen, weil das nichts weiter wie eine Entrechtung der Arbeiter bedeute.

Die Behörden müssen darauf aufmerksam gemacht werden, daß dieses den Funken am Pulverfaß bedeutet. Die Gewerkschaften dürfen diesmal das Heft nicht aus der Hand lassen. Die Meldungen von der OEW., von den Kokswerken sind nicht als leicht aufzufassen, sondern die Wojewodschaftsbehörden, wenn sie nicht rechtzeitig einschreiten, tragen auch sie ein Stück Schuld. Die Zulage, die in der letzten Zeit diesen Fabriken zugesprochen ist, muß gezahlt werden. Man kann nicht an den Worten des Schiedsspruchs allein festhalten, denn Prämien sind keine Akkorde und Akkorde sind erst dann in ihrer Wirkung im Sinne des Schiedsspruches, wenn dieser Mehrverdienst aus dem Akkord sich höher beläuft als wie der Verdienst des nicht im Akkord Beschäftigten. Der Schiedsspruch ist also dahin vom Vorsitzenden etwas kurz gehalten worden, weshalb die Auslegungsform wie der Schiedsspruch anzusehen ist, heute die Kampfursache bildet. Dieser Weg war der letzte, nachdem alles angerufen worden und keine Regelung eingetroffen ist.

Die Wortlage der Kriegsverletzten und Kriegerhinterbliebenen in der Wojewodschaft Schlesien

Dazu wird uns geschrieben: Die Nachteile des polnischen Versorgungsgesetzes kommen immer schärfer zum Vorschein. Die Kriegsverletzten, sowie auch die Aufstandsinvaliden werden von Zeit zu Zeit einer ärztlichen Nachuntersuchung unterzogen. Dabei wird der Grad ihrer Erwerbsunfähigkeit jeweils aufs neue festgesetzt. Fühlt sich der Untersuchte dabei benachteiligt, dadurch, daß ihm die Rente ganz abgenommen oder auf einen geringeren Prozentsatz herabgemindert wird, so kann er innerhalb von 60 Tagen Berufung einlegen. Die Berufungskommissionen haben ihren Sitz in Krakau und Lodz. Wird der Kläger mit der Berufung abgewiesen, so hat er die Kosten der Instanz zu tragen. Sie betragen — neben den Reise- und Fahrkosten und dem entgangenen Arbeitsverdienst — 22 Zloty. Bei Ueberschreitung der Zahlungsfrist werden Verzugszinsen berechnet. Es sind bereits eine Menge solcher Zahlungsaufforderungen ergangen, denn von vielen Berufungen gehen nur sehr wenige durch. Ein Widerspruch vor Gericht hat keinen Erfolg. Der Invalide wird — nach Maßgabe der entsprechenden Ausführungsbestimmungen zum polnischen Versorgungsgesetz — zur Zahlung verurteilt. — Es gibt keinen Staat, der sich bei Festsetzung der Rentenprozente nach den Wünschen der Invaliden richten würde. Es ist überall so, daß die Prozente durch sachverständige Organe des Staates festgesetzt werden. Da aber auch diese dem Irrtum unterworfen sind, so besteht überall die Einrichtung eines Instanzenzuges. Nur daß der Invalide in anderen Staaten die Inanspruchnahme der Instanzen, falls er abgewiesen wird, nicht aus der eigenen Tasche zu bezahlen braucht. Die Belastung mit den Kosten, die unter Hinzurechnung der Reise- und Zehrkosten und des entgangenen Arbeitsverdienstes auf rund 35 Zloty zu schätzen sind, hält sehr viele Invaliden davon ab, von dem Rechte der Berufung Gebrauch zu machen. Aus der tiefen Niedergeschlagenheit über diesen Zustand hat sich bald ein Gefühl der Entrechtung entwickelt. Das ging umso schneller, als die Invaliden an der Ansicht festhalten, daß das polnische Versorgungsgesetz nach Maßgabe des Art. 7 des Autonomiegesetzes für die Wojewodschaft Schlesien hier nicht eingeführt werden durfte. Das hätte nur dann geschehen dürfen, wenn der Schlesische Sejm einen entsprechenden Beschluß gefaßt und seine Einwilligung gegeben hätte. Bis jetzt hat man jedoch in den Protokollen über die Sejmsitzungen nach einem solchen Beschluß vergeblich gesucht.

Der Marchwickiprozeß

Zweiter Verhandlungstag. — Wie Geld verdient wird. — Belastende Zeugenaussagen.

Ein eigenartiges Schlaglicht wirft die Aufrollung der Marchwicki-Affäre mit ihren sensationellen Enthüllungen auf die Machenschaften gewisser Herausgeber der sogenannten Skandalblätter und ihr dunkles Tun und Treiben hinter den Kulissen, darauf berechnet, um sich auf Kosten der Geschäftswelt durch Erpressungsversuche und Schwindelmanöver aller Art, materielle Vorteile zu sichern und durch Veröffentlichung tendenziös gefärbter Artikel, welche vielfach geradezu an den Haaren herbeigezerrt werden und nur darauf eingestellt sind, um die Betroffenen, welche nachteilige Folgen schwerwiegendster Art für sich und ihr Geschäft befürchten, einzuschüchtern und von diesen unter allerlei Vorspiegelungen Geldsummen herauszulocken. Wiederholt sind wohlbegründete Proteste seitens des Vorstandes des Pressesyndikats sowie der Vereinigung der Kaufleute gegen diese Art von Presse erhoben und eingelegt worden, leider jedoch wirkungslos verhallt, ohne den gewünschten Erfolg zu zeitigen.

Am gestrigen Freitag wurden ausnahmslos die geladenen Zeugen gehört. Die Aussagen waren allgemein belastend und wichen kaum voneinander wesentlich ab. In der Regel handelte es sich um die meist vorher angemeldete Veröffentlichung von Serienartikeln kompromittierenden Inhalts, welche für gewöhnlich unterblieb, sofern sich die Betroffenen bereit erklärten, den „riesigen“ Schaden, welcher dem Verlage bezw. dem Herausgeber durch Nichtverkauf der betreffenden Zeitungsausgabe entstand, zu ersetzen. Zum Teil wurden die Personen in nichtmißzuverstehender Weise zur Zahlung bestimmter Geldbeträge aufgefordert, oftmals geschah es auch, daß diese eine bedeutende geschäftliche Einbuße befürchtend, selbst bei Marchwicki vorsprachen. Aehnlich verhielt es sich mit den zu bezahlenden Inseraten, welche für gewöhnlich gar nicht in Auftrag gegeben wurden.

Der als Zuge vernommene Cafetier **Pretsch** sah sich, nach seiner Aussage vor Gericht auf Anraten seines Geschäftsführers veranlaßt, durch diesen eine Auflage aufzukaufen und hierfür 2000 Zloty zu entrichten, da nach einer Erklärung des Marchwicki die entstehenden Kosten bei Nichtverkauf von 4000 Exemplaren im Einzelpreis zu 50 Groschen, dieser Summe entsprachen.

Ein weiterer Zeuge, der Kaufmann Jakob **Tahlert** hatte im Interesse seines Freundes, des Kaufmanns **Goldfinger**, im Beisein des Letztgenannten mit Marchwicki im Hotel „Monopol“ eine Zusammenkunft, welcher gegen G. einen „**Bomben**“-**Artikel**, angeblich wegen Warenschmuggel, veröffentlicht hatte. Das Erscheinen weiterer tendenziöser Artikel mußte unterbleiben, sollte das Geschäft durch solche Machenschaften nicht leiden. Der bedrängte Kaufmann wußte sich nicht anders zu helfen, als auf die Art, daß er zunächst ein Abendbrot für 300 Zloty gab und dem Marchwicki einen Betrag von etwa 500 bis 700 Zloty unter dem Tisch zustecken ließ.

Der Restaurateur Julius Grundmann wußte als Zeuge auszusagen, daß ein Mitarbeiter des Marchwicki bei ihm wegen Aufgabe von Inseraten vorstellig wurde. Obwohl G. keinen Auftrag erteilte, erschien in der nächstfolgenden Nummer des Blattes ein Inserat, welches Grundmann selbstverständlich nicht begleichen wollte, worauf der Bote gewisse Andeutungen machte und mit Veröffentlichung von Artikeln drohte. Bezeichnend ist der Fall Squeder. Dieser Zeuge sagte aus, daß er auf Geheiß seiner Frau bei Marchwicki vorgesprochen habe, welcher gegen ihn einen Artikel unter der Spitzmarke „Die Geheimnisse eines Gerichtsvollziehers“ veröffentlichte, um die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen. Marchwicki schwenkte mit dem Manuskript eines zweiten Artikels herum und deutete ihm an, daß seinem Wunsche nur dann willfahren werden könne, wenn er sich bereit erkläre, mehrere Tausend Zloty — der Zeuge will sich an 2000 bis 3000 Zloty erinnern — zur Deckung der Unkosten zu zahlen, obgleich angeblich der Artikel noch gar nicht in Druck war. Hier versuchte der zweite Angeklagte Brandstätter zu vermitteln, da S. über das Ansinnen empört war. Schließlich ließ sich dieser beeinflussen, 50 Zloty als Anzahlung gegen Quittung zu hinterlegen, während ein Restbetrag von 450 Zloty noch beglichen werden sollte.

Zeude Jan **Przybylla**, Chef der Presseabteilung bei der Wojewodschaft, äußerte sich in keineswegs lobendem Sinne über dieses ponographische Blatt, welches sich an amtlicher Stelle bestimmt keiner Sympathien erfreut.

Arg in die Nesseln gesetzt hätte sich der Zeuge Gustav Eisenberg, welcher laut Protokoll vor dem Untersuchungsrichter sowohl Marchwicki als auch den zur Verhandlung nicht erschienenen Binczecki belastet hatte, indem er seinerzeit ausführte, daß diese ihn zur Zahlung von 150 Zloty zwingen wollten, während dieser Zeuge nun vor Gericht widersprechende und zum Teil entlastende Aussagen machte, indem er sich an die vorhergehenden Aussagen angeblich nicht mehr erinnern konnte. Wegen Meineidsverdacht sollte der Zeuge auf Antrag des Staatsanwalts arretiert werden, doch wies das Gericht den Antrag als unbegründet zurück.

Der frühere Hauptwachtmeister Teda verwahrte sich gegen die Anschuldigungen, welche Marchwicki gegen ihn in der Eingabe an die Staatsanwaltschaft erhoben hatte und forderte Bestrafung wegen Verleumdung. Es konnten die von Marchwicki geladenen Zeugen nichts darüber aussagen, daß Teda den M. mit seinem persönlichen Haß verfolgt und ersteren die zu Protokoll gebrachten Aussagen falsch übersetzt habe.

Belastend waren auch die Aussagen der weiteren Zeugen, welche über Erpressungsversuche zu berichten wußten, auf welche jedoch im einzelnen nicht eingegangen werden kann. Die zu Protokoll gebrachten Aussagen des Bankprokuristen Saß, welcher von Marchwicki mit einer Spionageaffäre in Verbindung gebracht wurde und sich aus unbekannten Gründen später erschossen hat, ferner des in Deutschland weilenden Redakteurs Wallis und weiterer nicht erschienener Zeugen warfen gleichfalls ein ungünstiges Licht auf den Hauptangeklagten Marchwicki. — Gegen die beiden letzten Mitangeklagten Wilhelm Nowak und August Walesa wurde nichts Wesentliches ausgesagt. Nowak war knappe drei Tage als Aquisiteur tätig und ging an das Einkassieren von Inseratengeldern auf Geheiß des Marchwicki heran. Walesa wurde gleichfalls gegen seinen Willen in die Affäre mit hineinverwickelt.

Nach Vernehmung der Zeugen wurde die Verhandlung abgebrochen. Am heutigen Sonnabend beginnt nach Einvernahme eventl. noch auftretender Zeugen das Plädoyer des Staatsanwalts mit den darauffolgenden Verteidigungsreden. Mit der Urteilsverkündung ist gleichfalls noch am Sonnabend zu rechnen.

Zur Kartoffelverteilung

Nach einer Instruktion der Wojewodschaft sind folgende Quanten Kartoffeln für 1927-28 an Arbeitslose, Invaliden und Arme festgesetzt worden. Fürs Familienoberhaupt 120 Kilogramm, für ledige und nicht im Arbeitsverhältnis stehende Familienmitglieder über 4 Jahre 100 Kilogramm und Familienmitglieder unter 4 Jahren 60 Kilogramm pro Kopf.

Von der Kartoffellieferung werden ausgeschlossen: 1. alle Ledigen, deren Einkommen durchschnittlich 75 Zloty monatlich beträgt; 2. Familien zu zwei Personen mit über 100 Zloty Einkommen monatlich; 3. Familien zu 3—5 Personen mit über 150 Zloty monatlich; 4. Familien zu 6 und mehr Personen mit 180 Zloty monatlich. Zu diesen Einkommen von 1—4 wird auch das Einkommen der Familienmitglieder gerechnet. Das durchschnittliche Einkommen wird nach den letzten fünf Monaten berechnet. Außerdem werden von obigen Personen von der unentgeltlichen Kartoffelbelieferung ausgeschlossen, welche eigene oder gepachtete Kartoffelfelder haben und obiges Quantum Kartoffeln ernteten. Zur Durchführung der Kartoffelverteilung sind Komitees aus Vertrauenspersonen zu bilden, welche ihre Pflicht ehrenamtlich ausführen. Außerdem ist auf jeder Bahnstation von der Gemeinde eine Kommission zur Abnahme der Kartoffeln zu stellen, welche dem Oberhaupt der Gemeinde unterliegt, welche ebenfalls ehrenamtlich die Abnahme, Feststellungen nebst andere Verteilungstransporte regelt. Die Anschaffung und Verteilung der Kartoffeln soll bis 31. Oktober beendet werden.

Beschlagnahme deutscher Zeitungen in Polen

Die Freitagausgaben des „Oberschlesischen Kuriers“ und der „Kattowitzer Zeitung“ sind wegen der Veröffentlichung von Berichten über die Gerichtsverhandlung gegen die Aufständischen wegen der Ueberfälle in Chwallowitz beschlagnahmt worden. Obwohl sich die Berichterstattung lediglich auf die Wiedergabe der Gerichtsverhandlung beschränkte, erfolgte die Beschlagnahme, um erneut jegliche Darstellung der Vorfälle bei den Wahlen im Kreise Rybnik zu unterbinden, nachdem bekanntlich bereits damals alle deutschen Zeitungen die Berichte von den Terrorakten brachten, beschlagnahmt worden sind.

Börsenkurse vom 24. 9. 1927

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8 95 zł
		frei =	8.96 zł
Berlin	100 zł	=	46.82 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	213.40 zł
	1 Dollar	=	8.95 zł
	100 zł	=	46.82 Rmk.

Kattowitz und Umgebung

Kammerkonzert Ehlers-Hermann

Nun haben wir auch den Auftakt zur kommenden Konzertsaison hinter uns, und die „Deutsche Theatergemeinde“ hat mit den gestrigen Darbietungen einen sehr geschickten Griff getan.

Dieses Konzert war wieder einmal etwas anderes. Zunächst brachte es uns die Ueberraschung, jene wunderbare Wirkung des Cembalos selbst zu erleben, von dessen Existenz man nur noch aus Erzählungen und Erlebnissen früherer Zeit weiß. Es ist ein ganz eigenartiges Instrument, dessen Töne harfengleich in perlender Feinheit emporsteigen, in der Höhenlage silbernen Glöckchen ähnlich, im vollen Akkord jedoch recht wirksam und tönend im Klang. Man kann verstehen, daß gerade die Werke alter Meister sich auf dem Cembalo so einzig schön anhören, sind sie doch selbst so köstliche Perlen, mit deren Schimmer man sich gern umgibt, und schenken dem Musikfreund soviel Freude, daß man in der Tat eine Weihestunde erlebt und von den Alltagsgedanken wie losgelöst scheint.

In Frau Alice Ehlers lernten wir eine Künstlerin edelsten Stils kennen. Zunächst paßt ihre ganze Persönlichkeit ausgezeichnet zu ihrer Kunst, dann aber muß man gestehen, daß gestern die geborene Meisterin und Beherrscherin des Cembalos vor uns spielte. Ihre Technik ist höchste Vollkommenheit, und die Wiedergabe der Programmstücke waren so voll Seele und musikalischem Gefühl, wie man gerade die alten Meister wohl selten zu hören bekommt. In schönem Verein gesellt sich Paul Hermann (Cello) dazu, und man kann von der wunderbaren Wirkung des Zusammenklangs dieser beiden Instrumente förmlich begeistert sein. Hermann ist ebenfalls ein Künstler auf seinem Gebiet, so daß man wirklich von einem vollen Erfolg sprechen kann. Als Ersatz für die angekündigte Sängerin Armhold war Marianne Hoeglauer-Rauh gewonnen worden, doch konnten diese Leistungen nicht befriedigen. Ihre ganze Art des Vortrages paßte durchaus nicht in den Rahmen des Abends hinein, wenn auch die Stimme geschult ist, aber dafür war die Aussprache recht undeutlich.

Das Programm wies zunächst ein Solo für Cembalo auf und zwar ein Bachkonzert, von Viraldi bearbeitet, welches musterhaft gespielt wurde. Dann folgten Gesänge von Bach, Gluck, Thelemann, Mozart, Händel usw., teils nur mit Cembalbegleitung, teils von Cello und Cembalo unterstützt. Hier können wir nur das reizende „Wiegenlied“ von Mozart lobend hervorheben. Zwei Sonaten von Viraldi und Eccles für Cello und Cembalo zeigten uns beide Künstler in blendendem Zusammenspiel, und den Abschluß des genußreichen Abends bildeten 4 Piecen für Cembalo: „Grobschmidt-Variationen“ von Händel, „Il cuculo“ von Pasquini, Rameau's „La Poule“ (ganz entzückend) und „Suata“ von Scarlatti. Hier lebte nochmals die edle Kunst der Ehlers auf, den Höhepunkt aber erlebten wir in einer Zugabe und zwar dem „Türkischen Marsch“ von Beethoven, den die Künstlerin mit solcher Eleganz vortrug, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte.

Der Abend war wirklich für jeden Besucher ein seltener und köstlicher Genuß. Leider ließ der Besuch viel zu wünschen übrig, was man bedauerlicherweise bei Konzertabenden zumeist feststellen muß.. A. K.

Um die Auflösung des Kattowitzer Stadtparlaments

Die Auflösung der Kattowitzer Stadtverordnetenversammlung steht kurz bevor. Die bereits gemeldete Verordnung der Wojewodschaft, nach der vor der Entscheidung über die Auflösung keine Kommissionssitzungen mehr stattfinden sollen, ist jetzt vom Magistrat durchgeführt worden. Eine für Sonnabend angesagte Sitzung der Kassenprüfungskommission, für die bereits Einladungen ergangen waren, ist jetzt wieder abgesagt worden. Die Entscheidung über die Auflösung wird schon heute erwartet.

Deutsches Theater Kattowitz. Konzert Erika Morini in Kattowitz, Freitag, den 3. Oktober 1927, abends 7½ Uhr. Es ist der Deutschen Theatergemeinde gelungen, Erika Morini, wohl die größte Geigerin der Welt, für ein einmaliges Konzert zu gewinnen. Wir machen das musikliebende Publikum auf diese Sensation aufmerksam und bitten gleichzeitig, die Zeichnung der Abonnements zu beschleunigen, da dieses Konzert das erste im Abonnement ist und das Abonnement am Mittwoch, den 1. Oktober geschlossen wird. Vorverkauf von Dienstag, an der Theaterkasse Rathausstraße. Vorbestellungen — Telephon 1647 — werden im Geschäftszimmer der Theatergemeinde jetzt schon entgegengenommen.

Von der Tuberkulosenberatungsstelle. Die Tuberkuloseberatungsstelle in Kattowitz, Andreasstraße 9, ist täglich von 12—1 Uhr geöffnet. Aerztlicher Empfang jeden Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr.

Die Kultur der Arbeiterwohnung

Nur von der Wohnungskultur des Proletariats soll hier die Rede sein; denn sie ist von der Wohnungskultur der Wohlhabenden durchaus verschieden. Nicht nur, daß in beiden Fällen ganz andere Lebensbedingungen die Wohnräume schufen, auch ihre Zweckhaftigkeit ist eine durchaus unterschiedliche. Die Arbeiterwohnung muß ganz auf Sachlichkeit gestellt sein. Die Wohnung dagegen, die reichlich überflüssigen Raum aufweist, hat auch Platz für das Ueberflüssige, das, von einem geschulten Kunstgeschmack und einem gefüllten Geldbeutel gewählt, durchaus den Stempel der Kultur tragen kann.

Der Arbeiter hat in seiner Wohnung keinen überflüssigen Platz; gegenwärtig sogar häufig nicht einmal ausreichenden. Fast scheint es ja vermessen, ihm von Wohnungskultur sprechen zu wollen. In dünnen, dem Regen und Wind freie Bahn bietenden Sommerlauben von vier bis sechs Quadratmeter Flächenraum hausen oft jahraus, jahrein vielköpfige Familien. Nasse, ewig dämmerige Keller, in die nie ein Sonnenstrahl dringt, beherbergen von Gicht und Rheumatismus gekrümmte Alte, rachitische und skrofulöse Kinder, schwer tuberkulöse Männer und Frauen. Wohnungen, die aus Stube und Küche bestehen, sind oft nicht nur das „Heim“ für Eltern und zahlreiche Kinder, sondern auch noch für einen oder mehrere Schlafgänger. Und auf dem Lande dienen nicht selten Baracken, die als Viehställe unbrauchbar wären, als Obdach für die Gutsarbeiter. Angesichts dieser Verhältnisse muß jeder Ratschlag zur Wohnungskultur verstummen.

Sie sind eine Anklage gegen unsere Gesellschaftsordnung, furchtbarer, als alle Verbrechen aus Not, als alle Selbstmorde sie erheben können.

Das Vegetieren und langsame Absterben in solchen Wohnhöhlen läßt die Menschen häufig in dumpfer Resignation ihren geistigen und körperlichen Verfall mitansehen. Sie lösen sich allmählich heraus aus dem tätigen Ringen ihrer Mitmenschen um bessere, menschenwürdigere Lebensverhältnisse, die sie für sich nicht mehr erhoffen können. Und neben Brutstätten für Volksseuchen aller Art, für geistige Verblödung und Entartung werden diese elenden Behausungen auch in vielen Fällen die Brutstätten des Berufsverbrechers. Erst eine wahrhafte Gesellschaftskultur vermag diesen Unglücklichen eine Wohnungskultur zu bringen.

Wie steht es aber mit jenen Arbeitern, die eine verhältnismäßig bessere Wohnung ihr eigen nennen? An Platz mangelt es gewöhnlich auch hier; denn Wohnraum kostet heute sehr viel Geld. Der Durchschnitt der Arbeiter wird schon zufrieden sein, wenn er bei nicht zu zahlreicher Familie eine Wohnung von einem bis zwei Zimmern sein eigen nennen darf. Dabei wird in dieser Wohnung dann nicht nur gewohnt und geschlafen, sondern auch die Wäsche gewaschen und oft noch Heimarbeit geleistet. Die Wohnung stellt also restlos Gebrauchsraum dar. Von der Kleinbeamtensehnsucht der Vorkriegszeit nach der „Guten Stube“, die damals auch in Arbeiterkreisen manche Anhänger fand, sind wir glücklich abgekommen. Dieses Zimmer, oft das größte und hellste der Wohnung, das immer ungeheizt blieb und kaum an irgendwelchen Festtagen betreten wurde, während die Familie sich auf einen engen Raum beschränkte, war eine Sünde an der Gesundheit. Restlos ausgerottet ist seine Idee aber noch immer nicht. Häufig nimmt noch heute eine bescheidene Kammer, deren Fenster im Winter kaum geöffnet werden, soviel Betten auf, wie irgend hineingehen wollen, nur damit das Wohnzimmer, das ohnehin wegen der Heizungskosten nur im Sommer benutzt wird, sich ohne Betten präsentiert.

Wohnungskultur des Arbeiters aber fordert zu allererst ein Bekenntnis zu Licht und Luft.

Der Arbeiter ist oft die längste Zeit schlafend in seiner Wohnung. Jedenfalls ist der Schlaf seine wesentliche Ruhepause, die ihm aber nur dann richtig dienen kann, wenn er sie so vernunftgemäß wie möglich verbringt. Die Betten in der Wohnung sollen also so verteilt werden, daß eine hinreichende Menge reiner Luft den Schläfern zur Verfügung steht. Der erste Grundsatz jeder Wohnungskultur heißt: Die Wohnung dient den Menschen; nicht: die Menschen dienen der Wohnung.

Für die Arbeiterwohnung heißt das also absolute Sachlichkeit. Heraus mit allen Nippessachen, mit allen goldgerahmten Oeldrucken und gestrickten Wandbekleidungen, mit allen Zierdecken und Fensterbehängen aus Stoff, die das Licht absperren und unnötige Staubfänger sind! Herunter auch mit allen kunstvoll geschnitzten Muschelaufsätzen von Schränken und Betten, herunter mit dem mit unverwendbarem Kram behängten Küchenrahmen! Sachliche, schlicht und gediegen gearbeitete Möbel, die jetzt schon von verschiedenen Werkstätten hergestellt werden, dürfen den meisten Arbeiterfamilien unerschwinglich sein. Aber auch schon solche Aufräumungsarbeit kann zu recht erfreulichen Erfolgen führen. Einfach farbig gestrichene Wände, die man, besonders wenn die Möbel sehr dicht stehen, höchstens mit einem oder zwei Bildern schmücken soll, ein nur mit einem hellen Vorhang bekleidetes Fenster können eine unruhige, unbehagliche Wohnung schon in ein Heim von wirklicher Kultur verwandeln. Decken sollten nur da liegen, wo sie unbedingt nötig sind, und stets waschbar sein. Außerdem aber ist ein Eßtisch mit gescheuerter Platte, die vielleicht ein Feldblumenstrauß oder ein grüner Zweig vom Sonntagsspaziergang schmückt, wesentlich schöner als einer mit unsauberem Tischtuch.

Es liegt in den wirtschaftlichen Verhältnissen begründet, daß in der kalten Jahreszeit das häusliche Leben des Arbeiters sich in der Küche abspielt. Der Herd, auf dem gekocht wird, erwärmt hier den Raum und erspart unnötige Ausgaben für Feuerung. Daß man eine Wohnküche nur durch Sachlichkeit, nicht durch gestickte und gehäkelte Garnierungen an Brettern und Schränken und durch schleifengeschmücktes überflüssiges Geschirr behaglich gestalten kann, sollte allen klar sein. Außerdem ist es nötig, im Arbeiterhaushalt jede überflüssige Arbeit auszuschalten. Die Zeit ist dafür zu kostbar. Dient sie nicht der unmittelbaren Sorge für die Familie, so soll sie der Gesundheit oder der geistigen Bildung zugute kommen. Arbeiterwohnungskultur ist daher ein wesentlicher Teil der gesamten Arbeiterkultur.

Zum Bau des neuen Bankgebäudes. Z. Zt. geht man an die Umfriedung des Marktplatzes an der städtischen Badeanstalt in Kattowitz heran, woselbst ein neues Bankgebäude errichtet werden soll. In den nächsten Tagen wird die Abortanlage abgebrochen, worauf mit den Erdarbeiten begonnen wird. Eine Verlegung der ulica Piotra Skargi, welche zwischen der Synagoge und der Fleischhalle vorbeiführt, soll am Ausgang der ulica Zamkowa durch Verdrängung des Straßenteils nach erfolgter Ueberbrückung der Rawa späterhin erfolgen.

Abzuholen. Zwei Damen-Handtaschen sind beim städtischen Fundbüro in Kattowitz, ulica Mlynska 4, Zimmer 7, als gefunden abgegeben worden. Verlierer können sich dortselbst in den Vormittagsstunden melden.

Künstlerpech. Der Schauspieler Wojtaszek aus Kattowitz wurde auf der Reise von Warschau nach Kattowitz empfindlich bestohlen. Er hatte sein Abteil in Petrikau für einen Augenblick verlassen, um ans Büfett zu gehen. Als er nach einigen Minuten zurückkehrte, waren Koffer, Mantel und Hut verschwunden.

Einbruchsdiebstahl. Unbekannte Täter brachen am Donnerstag in eine Wohnung auf der Friedrichstraße durch Nachschlüssel ein. Sie stahlen zwei Kopfkissen, Kleider, Strümpfe und ein Paar Schuhe im Gesamtwerte von 300 Zl.

Königshütte und Umgebung

Abhilfe tut not. Man müßte annehmen, daß diejenigen Kinder, die nicht durch ihre eigene Schuld erst im Mai d. Js. in die erste Klasse aufgenommen sind, anstatt am 1. September 1926, sich seitens der Schulinspektion und der Wojewodschaft einer ganz besonderen Fürsorge erfreuen sollen. Während an einzelnen Schulen eine besondere Klasse für diese Schulstreiker eingerichtet worden ist, sind an anderen Systemen diese Kinder sitzen gelassen worden und werden als erste Klasse unterrichtet. Anstatt der vorgeschriebenen 18 Stunden wöchentlich erhalten diese Kinder in der Minderheitsschule 12 von Krolewska Huta nur 12 Stunden wöchentlich. Eine eigene Lehrkraft für diese Kinder steht nicht zur Verfügung. Die 8. Klasse können sie nie erreichen, da man sie einfach um ein Jahr zurückgestellt hat, anstatt sie in besonderen Klassen zu fördern. Das muß selbstverständlich im Interesse der Kinder und auch der Eltern eine baldige Abänderung erfahren. Herr Bozek wird dafür Sorge tragen müssen.

2500 Tonnen Kartoffeln für Arbeitslose. Die Wojewodschaft hat der Stadt Königshütte 2500 Tonnen Kartoffeln zugewiesen, welche an Arbeitslose und die ärmere Bevölkerung zur Verteilung gelangen werden. Die Verteilung wird Ende Oktober beginnen. Auf den Kopf entfallen 2½ Zentner.

Die Folgen einer Autofahrt. Der Chauffeur Franz Warzecha aus Nickischschacht fuhr am Mittwoch in den Straßen von Königshütte mit seinem Auto in einem Tempo, welches geradezu lebensgefährlich war. Es dauerte auch nicht lange, da überfuhr er ein Fräulein Gertrud Pros von der Beuthenerstraße 22, die nicht ungefährliche Verletzungen davontrug. Der wilde Fahrer wurde verhaftet und dem Gerichtsgefängnis zugeführt.

Raubüberfall. In Königshütte wurde Donnerstag abend ein Herr, der sich in Begleitung zweier Damen befand, an der Kattowitzer Straße von Banditen überfallen, die ihm einen Revolver auf die Brust setzten und ihm die Uhr sowie wichtige Papiere raubten. Von den Tätern fehlt jede Spur.

Die ganze Kürbisernte gestohlen. Dem stellungslosen Grubenaufseher W. von der Bahnschachtstraße 18 sind vor einigen Tagen aus seinem Garten sämtliche Kürbisse im Gesamtgewicht von etwa drei Zentnern gestohlen worden, wobei die Täter auch den Garten furchtbar verwüstet haben.

Diebstahl. Aus der Wohnung der Pauline N. von der ul. Juljusza Ligonia 7 wurde eine silberne Uhr im Werte von 100 Zloty entwendet.

Siemianowitz

Schadenfeuer. Am Mittwoch in der 9. Abendstunde wurden die hiesigen Feuerwehren auf die ulica Katowicka herbeigerufen, wo ein Stall mit Stroh niedergebrannt ist. Die Entstehungsursache ich wohl auf Unvorsichtigkeit zurückzuführen.

Straßenarbeiten. Die im vergangenen Jahre seitens der Gemeindeverwaltung begonnenen Straßenarbeiten dauern noch immer fort. So wurde in den letzten Tagen der kirchliche Bürgersteig auf der Poststraße mit Bordsteinen umgrenzt und mit Schlackensand planiert. An den Ausbesserungen des Bürgersteiges der Beuthenerstraße wird auch noch gearbeitet. Auf der verlängerten Smilowskistraße wurde der anliegende Turnplatz mit der abgefahrenen Erde ausplaniert und mit einer niedrigen Ziegelmauer umgeben. Auf der Mauer wird noch eine eiserne Umzäunung errichtet. Während der an der katholischen Kirche gelegene Bürgersteig mit Schlacke ausgeglichen wurde und damit als fertig dem Verkehr übergeben worden ist, wird der schulseitige Bürgersteig zementiert. Der Fahrdamm wird höchstwahrscheinlich mit Schlackengestein ausgeschüttet werden. Für die Straßenarbeiten der in der Nähe des Saraschachtes gelegenen Verbindungsstraße der Korfanty- und Stabikstraße wurden auch schon die Bordsteine angefahren. — Die Zuschüttungsarbeiten des kleinen Hüttenteiches gehen langsam vor sich. Der Gedanke, daß der Teich noch in diesem Jahre total verschüttet wird, wäre zu verwerfen, da die kurze Zeit bis zum Winterantritt bei der Schneckentempoarbeit nicht ausreichend ist.

Die unechte Banknote. Die Berta Weller aus Königshütte, Ring 7, wurde beim Versuche, einen falschen 20-Zlotyschein in Verkehr zu bringen, angehalten.

Geschäftliches

Bei Gallen- und Leberleiden, Gallensteinen und Gelbsucht regelt das natürliche „Franz-Josef“-Bitterwasser die Verdauung in geradezu vollkommener Weise. Klinische Erfahrungen bestätigen, daß eine häusliche Trinkkur mit **Franz-Josef**-Wasser besonders wirksam ist, wenn es, mit etwas heißem Wasser gemischt, morgens auf nüchternen Magen genommen wird. — **Zu haben** in Apotheken und Drogerien.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Ziegelstein

Von Max Barthel.

Der Oktobertag war sommerlich verglüht. Aus der Steppe stürzte die Dunkelheit, und nichts war mehr sichtbar als der Schattenriß der Fischereisiedlung, die ihre ersten Lichter leuchten ließ. Einsame Hunde der tatarischen Fischer bellten über die verdunkelte Wolga. Am Rande des Stromes stand oberhalb der Landungsbrücken, die wie zwei gespenstige Arme in das schwarze, gurgelnde Fluten des Stromes griffen, ein Blockhaus. Einige Männer saßen im kahlen Hauptzimmer. Der Lagerverwalter Granach, ein malariakranker Mann in den vierziger Jahren, führte das Wort. Er war, wie Charly Moser, von dem noch die Rede sein wird, ehemaliger Kriegsgefangener.

„Babuschkin ist heute abend ertrunken,“ sagte Granach seufzend, „Babuschkin, die treue Seele vom „Goldnen Sand“.“ Sein Boot wurde von einer Barke, die mit Ziegelsteinen beladen war, gerammt. Die Teufel hatten es so eilig, stoppten kaum zehn Minuten die Fahrt, setzten neue Segel auf und schwammen weiter. Narau-Kusch, der Kalmück, fand Babuschkin blutig am Ufer. Die Strömung hatte ihn angespült. Er war tot. Sein Kopf war zertrümmert, als habe er einen furchtbaren Schlag bekommen. Der Barke hatte das Boot gerammt, man fand es einen Kilometer weiter unten. Die Wasserpolizei ist benachrichtigt, aber sie macht, wenn sie die Schweine in der Barke fassen, den armen Babuschkin auch nicht mehr lebendig. Sein Schädel ist durch so einen verdammten Ziegel vollkommen zertrümmert …

Ein Ziegelstein ist eine furchtbare Waffe, Charly, ja, und auch ich habe sie einmal gespürt. Damals war ich noch ein ganz junger Bengel, sechzehn Jahre alt und voller Romantik. Ich weiß nicht, ob eure Wege bis heute immer glatt und eben waren, wandte sich Granach an uns. Meine Wege waren es nicht. In der Jugend ist viel mehr Finsternis als Licht, viel mehr Gefahr und Verwirrung als später. Die Verklärung der jungen Jahre ist sehr oft nur eine Angelegenheit der alten Dichter, die sich ausgeschrieben haben, als Wahrheit und Wirklichkeit. Denkt selber nach über eure Aengste …

Mit sechzehn Jahren interessiert man sich nicht jeden Tag zehn geschlagene Stunden für Rundeisen, Bundeisen, Bandeisen und Winkeleisen, aber in dem Geschäft in Augsburg, in dem ich damals arbeitete, sollte ich mich durchaus dafür interessieren. Ich tat es nicht und lief bald davon. Marschierte auf Berlin zu und fand unterwegs einen Freund. Berlin war unser Ziel. Aber eine Stadt ist niemals Ziel oder Ende, sie ist immer nur ein Anfang, Charly, nicht mehr wie unser Blockhaus, das heute noch geschichtslos ist und in zehn oder zwanzig Jahren an der Hauptstraße einer neuen Siedlung stehen kann. Es kommt nämlich darauf an, was man aus den Dingen macht, und nicht, was die Dinge aus einem machen, das ist der große Unterschied und will beachtet sein.

Wir wollten Berlin erobern, aber Berlin eroberte uns. Als wir keinen Pfennig Geld mehr hatten, ließen wir uns durch einen zufälligen Bekannten überreden, Arbeit im Ruhrgebiet anzunehmen. Der Bekannte war der zufällige Bekannte von vielen jungen Leuten, die in Berlin hungerten. Wie eine Hyäne war der Kerl, Charly, eine Hyäne auf dem Schlachtfeld des Lebens. Von dem Stellenvermittler, durch den wir die Arbeit bekamen, kriegte er für jeden gutgewachsenen jungen Burschen drei Mark. Dafür hätte er auch seinen besten Freund verkauft. Vorausgesetzt natürlich, er hätte einen besten Freund gehabt.

Wir fuhren an einem späten Abend von Berlin los und kamen im Morgengrauen im Ruhrgebiet an. Wir hatten uns für keine Grube und auch für kein Walzwerk verpflichtet, wir hatten Arbeit in einer Ziegelei angenommen. Den Kontrakt von damals kenne ich nicht mehr. Mit sechzehn Jahren unterschreibt man jeden Kontrakt. Am frühen Morgen kamen wir an, sagte ich, und durch Nebel und Rauch konnte man das Feuer der Hochöfen sehen. Das ganze Land schien aus Rauch und Feuer zu bestehen. Dazu dröhnte unterirdisch die schwere Arbeit. Der erste Eindruck war, als müsse die schwere Arbeit immer mit Rauch und Feuer verbunden sein. Aber der Eindruck ist falsch …

Unser Freund Narau-Kusch ist ein Kalmücke, und er kennt nicht die Arbeit in einer westfälischen Ziegelei. Er kennt nur sein Dorf in der Steppe und den Fischfang in der Wolga. Sein Gott ist ein goldner Buddha, der über das Schwergewicht der Welt lächelt. Unser Gott damals war kein goldner Buddha, Charly, er hieß Kuhlenkamp und lächelte selten. Er war nämlich der Antreiber in der Ziegelei, in der neben uns zwanzig polnische Wanderarbeiter schufteten, wie eben nur polnische Arbeiter schuften können, die der Hetzpeitsche ihrer Gutsherren entlaufen sind. Unser Kuhlenkamp trank gern Schnaps, und in der rechten Hand trug er immer eine Hundepeitsche. Das kann ja schön werden, dachte ich schon am ersten Tag. Mein Freund kam an die Presse, und ich mußte an die Lori. Dieser eiserne Wagen war wie ein Schicksal. Und ich habe mich ihm entgegengestemmt bis zur Bewußtlosigkeit, kann ich euch sagen, und am Abend dachte ich, Mensch, deine Knochen sind zerbrochen und deine Haut ist zerfetzt. Aber der Mensch erträgt mehr als ein Tier … Mit blutigen Händen schob ich die Karre über die Schienen und Drehscheiben. Aber die Drehscheiben waren ausgeleiert, und wenn sie dann richtig im Schwung waren, rissen sie uns mit der Karre herum im Kreis. Bis der Kuhlenkamp kam. Da nahmen wir uns zusammen und schafften es doch.

„Noch ein Glas Tee, Charly …“

Charly brachte den Tee, wir schwiegen und hörten die hastigen Schlucke Granachs, der so gierig trank, als müsse er jetzt noch den Staub hinunterschlucken, den er in jener Ziegelei eingeatmet hatte.

„Er brüllte uns an, der Kuhlenkamp,“ erzählte Granach weiter, „und am Abend sagte mein Freund Karl zu mir: „Hier werde ich nicht alt, Hans, und wenn der Alte morgen wieder so tobt, da haue ich ab.“ Ohne zu überlegen sagte ich: „Und ich haue auch ab, Karl, und wir machen nach Hamburg.“

Am nächsten Tag war Kuhlenkamp nicht da, er kam erst am übernächsten Tag, und da kam der große Krach. Es war kurz vor der Mittagszeit. Ich arbeitete an der Presse und Karl war an der Lori beschäftigt. An der verfluchten Drehscheibe ging es los. Das Aas tanzte wie verrückt herum, und die Leute konnten den Wagen nicht in das richtige Gleis bringen. Da stürzt der Kuhlenkamp mit der Hundepeitsche hinzu und brüllt: „Na, ihr Pollacken, ich soll wohl mit der Peitsche kommen?“ Da brüllt der Karl keuchend zurück: „Wir sind keine Pollacken, und wenn wir Polen wären, da brauchen wir die verdammte Hundepeitsche auch nicht. Das sollen Sie endlich wissen.“ Da ließ der Kuhlenkamp die Peitsche durch die Luft sausen ud brüllte: „Du hast das Maul zu halten, du krummer Hund, du krummer!“ Da wird der Karl ganz weiß im Gesicht und geht mit beiden Fäusten auf Kuhlenkamp zu und schlägt sie ihm in die Visage. Das hättet ihr sehen müssen: ein kleiner Ziegenbock greift einen Büffel an!

Wir setzten die Arbeit aus und ließen die Presse leer laufen, und wir alle, auch die Polen, blickten auf Kuhlenkamp und auf Karl, auf den kleinen David, der den Riesen Goliath angreift. Und wie verhält sich der Riese Goliath, Charly? Schlägt er vielleicht wieder? Nein, er schlägt nicht wieder, er verzieht kaum das Gesicht. Er hat die Hundepeitsche fallen lassen und greift hinter sich bedächtig in die Lori, holt sich einen frischgepreßten Stein und schlägt ihn dann schnell von oben herab dem Karl auf den Kopf. Das war so niederträchtig und gemein, so heimtückisch und unerwartet, daß wir alle erstarrten. Der Riese Goliath nimmt einen Stein und schlägt den kleinen David nieder!

Karl stürzte auf die Erde. Plötzlich fing Kuhlenkamp an zu lachen, als sei das alles nur ein vortrefflicher Scherz, ein wohlgelungener Spaß. Er lacht und lacht und wendet sich dann, immer noch lachend, der Presse zu und schreit: „Los, ihr Pollacken, arbeitet, sonst versaut ihr ja die Maschine!“ Da klatschte aber ein neuer Stein durch die Luft, fiel scheinbar aus dem blauen Himmel und warf den Kuhlenkamp quer über die Schienen. Ich lief zu Karl, aber ein polnischer Arbeiter war mir zuvorgekommen, hielt den Betäubten in den Armen, massierte die Brust und machte künstliche Atmungen. Nach einigen Minuten kam Karl zu sich. Wir schleppten ihn in die Kantine. Kuhlenkamp aber kam nicht mehr zu sich. Sein Blut quoll in dicker Lache über die Schiene.

Wer diesen Stein geworfen hat, weiß ich nicht. Ich sah nur den einen Schlag auf Karl, und als der zweite Stein fiel, war er für mich einfach nur der andere Ball in dem grauenvollen Spiel, das der Kuhlenkamp begonnen hatte. Wer der Gegenspieler war, wollt ihr wissen? Wahrscheinlich ein polnischer Arbeiter, der nicht den polnischen Knuten entlaufen war, um unter deutschen Hundepeitschen zu arbeiten. In jedem Sklaven ruht ein Rebell …“

Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, die Nachtkühle stieß ins Zimmer, und mit dem freien Atemzug von der Wolga kam ein Mann vom Wasserschutz und meldete, daß die Kalmücken in unserem Fanggebiet räuberten. Wir gaben dem Mann die strengsten Instruktionen und vergaßen vollkommen, ihm auch die große Barkasse zur Verfügung zu stellen.

„Karl kam sehr bald zu sich,“ fuhr Granach fort, als der Störenfried gegangen war. „Und wir ließen uns die Papiere geben. Wir bekamen sie auch, trotzdem vierzehntägige Kündigung vereinbart war. Auch in die polizeiliche Untersuchung wurden wir nicht verwickelt. Der Alte gab uns die Papiere. Ich glaube, der Ziegelstein hat ihn an jenem Mittag auch gestreift. Er war ja nur solange der Herr, solange irgendein Kuhlenkamp mit der Hundepeitsche für ihn knallte. Am Abend kam die Polizei, aber wir waren schon über alle Berge. In Hamburg trennten wir uns. Karl bekam Arbeit auf einem Schiff. Später hat er auch einmal geschrieben: „Lieber Hans,“ schrieb er, „ich schreibe aus Amerika und denke immer noch an unsere Wanderschaft. Das waren Tage! Ich denke auch an den Ziegelstein, der mir das Leben rettete.“ Seht, so ein Kind war der Karl: der Ziegelstein, der ihm das Leben rettete! Und dabei war es nichts als ein blinder Zufall, daß der Kuhlenkamp einen u n g e b r a n n t e n Ziegel erwischte!“

„War das auch ein Zufall, daß der polnische Arbeiter einen g e b r a n n t e n Stein schleuderte?“ fragte Charly.

„Nein, das war kein Zufall, denn der Büffel Kuhlenkamp konnte nur durch einen richtigen Ziegel erledigt werden …“ „Ich glaube,“ sagte Granach mit neuer Stimme, „ich glaube, wir sollten die Kalmücken nicht allzuernst nehmen und mit der Barkasse lieber den alten Babuschkin nach Astrachan bringen, damit er ein richtiges Grab bekommt. Er hat es verdient, das tapfere Seelchen.“

Am nächsten Morgen fuhren wir den toten Babuschkin nach Astrachan. Trotzdem er, als er lebte, nur ein ganz kleines Boot besaß, gingen die Matrosen der Handelsflotte und viele Wolgaschiffer hinter seinem Sarg. Auch Narau-Kusch, der Kalmück, nahm Urlaub vom Fischfang und gab seinem Genossen die letzte Ehre.

Schorsch Steiner

Von Max Dortu.

Der Himmel war grau, und silbern: als Untergrund. Ueber den grausilbernen Untergrund des Himmels trieb der frische Westwind schwarzblaue Wolkenfetzen hinweg, wie zerflattertes Fahnentuch waren diese Wolkenfetzen. Und schön war neben der Sportwiese das Gerausche des Windes im Gebiet der Pappelbäume, Espenbäume, oben das Blatt grün, unten das Blatt silbern. Hei, drei weiße Tauben. — Und auf der Sportwiese flogen die Bälle, rote Fußballmannschaft war am Ueben. Der frischeste unter den jungen springenden Burschen war der Schorsch Steiner, der Kupferschmied. Flink wie ein Wiesel sprang er hierhin — und dorthin, sein Auge blitzte, seine Wangen waren so wie die Wangen reifer Septemberäpfel. Lustig, Schorsch, Steiner!, frei-Ball, frei-Schwung!

Auf einmal aber blieb der Schorsch mitten im Sturmlauf wie angenagelt stehen, wie vom Blitz getroffen — er hob die linke Hand an die Brust, preßte seine Brust, er war im Antlitze ganz gelb geworden, und nun stürzte er um! Seine Kameraden sind bei ihm. Sie beugen sich über ihn, sie reißen ihm die rote Sportsbluse und das graue Wollhemd auf — sie überprüfen mit Freundeshand die Brustgegend über seinem Herzen — und sie fanden heraus: der Fehler steckt im Herzen drin, das Herz des Schorsch hat'n Knacks gekriegt — er muß gleich ins Krankenhaus. Lauft ans Telephon, bestellt das Sanitätsauto. Schorsch — wie geht's? Der Schorsch röchelte, er verdrehte die Augen.

Das Krankenhaus. Es riecht nach Jod und es riecht nach Schmerzen. Der Oberarzt beim Schorsch Steiner. Der alte graue Oberarzt sagt: I bewahre, das Sportspiel hat keine Schuld, die Krankheit wäre bei diesem Patienten früher oder später doch ausgebrochen, er ist von Hause aus herzleidend, ein Erbfehler, wir wollen sehen, daß wir ihn wieder gesund kriegen. — Und die Mutter war ein wenig getröstet, sie trocknete ihre Tränen und sie küßte ihren Schorschi, mitten auf den blaßroten Mund. Mit der Mutter war auch die Lina, die war die Braut des Kupferschmiedes Schorsch Steiner. — Dunnerkeil!, was für'n schönes Mädchen, ich möchte der kranke Schorsch sein, nur um die Lina küssen zu dürfen. — Lina?, weinst du nicht? — Och was, weinen?, mein Schorsch wird wieder gesund, dazu habe ich, die Näherin Lina, meinen Schatz viel zu gerne — gellet, Mausi? — Und die Lina warf sich über das Bett ihres Freundes, sie umarmte und herzte ihn. — Da ist nichts Heiligeres auf der Welt, als die echte reine Liebe!

Leider wollte es mit dem Patienten im Bett Nr. 27, mit Freund Schorsch, gar nicht recht vorwärts gehn, sein Zustand blieb stationär, ja, verschlechterte sich. Der Oberarzt meinte: Nun probieren wir es mal mit der Pille H. H. 44. Ein neues Produkt vom Anilinkonzern, soll geradezu Wunder tun, soll Sterbenden noch Heilung bringen. Ist dreimal patentiert. — Leider aber brachte die Pille H. H. 44 dem Schorsch Steiner auch keine Besserung. Es ging ihm schlecht und schlechter. Und als abends ein Dutzend Freunde zu ihm wollten, auf Besuch, da sagte der Oberarzt: Nä, nix zu maxen, ihr kommt nicht vor, der Patient Nr. 27 braucht Ruhe.

Das war für Schorsch Steiner eine schlimme Nacht. Er hatte Fieber über vierzig. Die treue Schwester saß die ganze Nacht an seinem Bette, die alternde treuäugige Krankenschwester, sie kühlte mit Eiswasser dem Schorsch die Stirne und die Pulse an den Handgelenken. Schorsch fieberte, er phantasierte, die alte Krankenschwester konnte seinen Worten nicht recht folgen — dies hörte sie: Hoi, wie's so rot weht — Freiheit — nun haben wir sie unter — das Hakenkreuz liegt zerschmettert — auch China ward frei — rote Sportler, nochmals zum Sturm — der Ludendorff rückt aus — Sozialismus in Wirtschaft und Staat — Bebel — der dort ist der Jaurees — den Kindern schenken wir das Beste — —. Das waren so Sprachfetzen aus den Fieberphantasien des todeskranken Kupferschmiedes Schorsch Steiner. Dann schlief er ruhig ein, Besserung schien zu kommen.

Morgens früh. Die Sonne ging auf. Die Sonne sitzt vorm Fenster des Krankenzimmers, sie spielt auf einer ganz kleinen, feinen goldenen Flöte. Der kranke Schorsch hörte die sonnige Melodie, sein Herz hofft: Ich werde leben! Und den ganzen Tag über ging es dem kranken Schorsch ein wenig besser. Mutter brachte einen gekochten Hühnerflügel — und Lina, die Braut, die brachte Blumen: herbbunte, wunderhübsche Dahlien. Eine Glocke läutet laut durchs Krankenhaus, schrill und hart: rrrööö!, rrrüüü!, Besuchszeit ist um. Mutter und Braut weinten, sie wußten nicht, warum?, sie küßten den kranken Schorsch immer nochmal, und auch dem standen Tränen in den Augzwickeln, auch der wußte nicht warum. Es war ihm sehr wehmütig um die Seele. Und er hörte immer ein dumpfes Rauschen und Brausen, als ob aus den Himmeln schwarze Wasserfluten wildbrausend herabstürzten.

Nacht. Mondschein. Schorsch? wie — geht's — — dir? Ruhig. Nicht so laut. Er atmet sehr schwach. Die wachende Schwester geht neues Eis holen. Das benutzte draußen der Mond, er stellte sich groß und gelb vors Fenster des Krankenzimmers, Schorsch schaut mit Schrecken auf das gelbe Antlitz des Mondes — und auf einmal schmolz der Mond die Glasscheibe des Fensters hindurch, er kam auf den Schorsch zu, mit langen Spinnenbeinen — und der gelbe Mund des Mondes verzog sich zu einem spöttischen Grinsen, er höhnte: Menschlein, deine Zeit ist um — und dabei warf der Mond ein gelbes Seidentuch über das Antlitz des kranken Schorsch — der konnte nicht mehr atmen — er biß wütend in das gelbseidene Mondtuch — und dann — — als die Krankenschwester mit leisem Katzenschritte ans Bett des Patienten Nr. 27 zurückkam — da war der arme Schorsch Steiner — tot! Die Schwester weinte, Denn sie hatte den Kranken gern gehabt. — Aber Schorschens Mutter schrie daheim im Traume zu dieser selben Sekunde hart auf, sie hatte geträumt: Jetzt stirbt er, mein Sohn! — Die Braut Lina jedoch, die träumte Hochzeit! Der letzte Herzschlag des Schorsch war ein Kuß auf die Stirne der Braut.

Vom Begräbnis ist nicht viel zu sagen, nur dieses, daß es kein Begräbnis war, sondern ein Verflammen, der Körper des Schorsch Steiner ward verbrannt. Die Flamme fraß, was irdisch war, Geist und Seele waren längst zurückgekehrt in die großen Urreservoire alles Lebens, die wir wohl mit Verlegenheitsworten heißen: Weltengeist, Weltkraft, Kosmos, Universum — oder noch unklarer und noch verlegener — Gott??

Nun ist alles aus. Die roten Fußballer hatten natürlich ihren Kameraden und Sportsgenossen auf dem letzten Wege zum Krematorium begleitet. Statt des Pfaffen sprach ein alter Parteigenosse, er sprach treffende Abschiedsworte — und die Musik der „Naturfreunde“ spielte dem toten Schorsch einen Chopinschen Trauermarsch — und jetzt ist eben alles vorbei. Der Freund ist im Körper entflammt, sein Unsterbliches lebt im Erinnern der Kameraden und in der Liebe der Mutter und Braut ebenso weiter, wie im Flimmern der mitternächtlichen Sternenaugen. Nichts stirbt — alles ist nur Umwandlung.

Mutter Steiner und die Trauerbraut Lina sind mit dem Auto heimgefahren. Die Kameraden des Schorsch marschieren

nun auch vom Friedhof ab — aber! — keine Trauermusik mehr, sondern die roten Fußballer marschieren unter Freudeklängen. — „Das Leben geht weiter!“ Lustige Musikmärsche. Nicht die Köpfe hängen lassen. Ein Freund ist tot — und nicht tot, mögen die Frauen weinen, wir Burschen und Männern marschieren weiter — unterm Klang der Kampffanfaren — aller roter Sport ist Training zur großen Abrechnung — die ist der Endkampf mit der internationalen Bourgeoisie.

Acht Tage darauf. Ein rotes Sportfest. Sind auch die Fußballer dabei, mit ihrer roten Vereinsfahne. Daran hängt eine schmale schwarze Schleife — darauf steht in ganz kleinen goldenen Buchstaben: „Schorsch Steiner.“ So haben die Kameraden vom roten Ballsport ihren toten Kameraden geehrt, denn: es soll nicht vergessen sein, der Schorsch war von der roten Sportsgruppe der allerbeste Spieler gewesen! Und nun kämpfen wir weiter — frei-Spiel, frei-Ball! Wir erkämpfen eine bessere Welt. Mit uns der Sturm!

Bayerisches Weekend

Von Ernst Hoferichter.

Weekend... Ein Realschüler übersetzte Wort und Sinn aus einer Illustrierten. Und der Parkettbodenschreiner Benno Plattlinger griff es auf wie ein Trambahnzehnerl. Von ihm aus verbreitete es sich gleich dem Geruch angebrannten Kindsmuses durch alle Stockwerke.....

Vorbereitungen wuchsen überlebensgroß aus Dreizimmerwohnungen und Aftermieten hinaus.

In den Küchen saßen Familien um gemeinsame Fußbäder Aus dem Pappdeckel mit der aufgezogenen „Schlacht bei Mukden“ wurden Schuheinlagen geschnitten. Kragenknöpfe waren zum Mittelpunkt von ehelichem Streit geworden. Kinder lernten auf den Kanapees die Gefahren der Kreuzottern auswendig und formten aus dem hervorquellenden Seegras Gebüsch und Wald. Aus der „Ecke für Haus und Hof“ schrieben Hausfrauen die Winke gegen Hitzschlag, Ersticken und Tropenkoller ab.

Den gewaltigsten Anlauf zum beginnenden Weekend aber nahm die Familie Plattlinger. Und sie hatte es auch am nötigsten. An den Wänden ihres Alkovens schwitzten die Tapeten wie Möbeltransporteure. Die Sonne fiel nur als Reflex eines Blechdaches in den Verhau ihrer Betten. Die Gesichter der Kinder leuchteten als wasserliniiertes Kanzleipapier. Um sie blühten nur die Masern und die Sommersprossen auf dem Busenausschnitt der Mutter Plattlinger.

Aber jetzt sollte alles anders werden!

Schon bereifte der Vater auf dem Küchenbalkon den Kinderwagen. Der imitierte Panamahut wartete, mit Schwefel und Zitronensaft frisch geputzt, am Fensterbrett.

Draußen lag der Morgen glanzpoliert wie von einem Abzahlungsgeschäft geliefert. Die Sonne lächelte aus einem Schulaufsatz. Die lauen Winde, welche wehten, erinnerten an den Luftzug eines Warenhausfahrstuhls. Und die Vögel zwitscherten wie aus Grammophonplatten. — — —

„Auf gehts...!“ rief Vater Plattlinger seinem Zimmerfräulein durchs Schlüsselloch gleich einem Krahn zu, der im nächsten Augenblick in die Höhe zog. Und die Familie versammelte sich am Ausguß, wo die kleine Fanny zum Tropfen der Wasserleitung ein Frühlingsgedicht aufsagte.

Durch drei Hinterhöfe gings auf die Straße... Ins Freie... Wo die Trambahnschienen wie Ringelnattern glänzten und vom vierjährigen Hansi jetzt mit Vaters Spazierstock ausgekratzt wurden

Durch die geschlossenen Läden der Delikatessenhändler roch es nach Weekendresten und Frau Plattlinger atmete Lungenzüge.

„Göi, Marie, die Luft tuat dir guat...?“

„Ma sollt halt öfters rauskemma in die Natur...“ entgegnete der Gemahl und kontrollierte den Kurs des Kinderwagens.

„Der Weekenddrang is von Amerika außi kemma...“ lispelte das Zimmerfräulein mit Familienanschluß und Morgenkaffee.

„'s Gefrierfleisch aa'...!“ ergänzte Frau Plattlinger.

Vata da schaug' her... da fließt a Bach... a echt's Wasser...!“ schrie Hansi und blieb über einem Kanaldeckel stehen, durch dessen Gitter er in die Tiefe sah

„Ja, da wohnen in den Fluten die Nixen und Meerjungfrauen, d' Forellen und Karpfen. — —“

„Wo's Pfund zwoa Mark dreiß'ge kost'...“

„Wistahö...! Fahr links umi... da scheint d' Sonna so schö' in die Wirtschaft hi'...!“

Links und rechts vom Eingang zur Gaststube standen zwei Föhren in leeren Konservenbüchsen. Darüber stand: „Zum weißen Stierl.“

„Da is schön warm...! Und wia dö Bäum' riacha... Wia an Zimmerfreilein sei' Brennscher, wenn's über'm Spirituskocher liegt...“

„Wia im Wald....!“

„Was...? Dös is sch' a kloana Wald.. a paar Baam mehra — und d' Wilderer sand a schon da...!“

„Direkt a gewisse Natur is da schon beinander... Seit 's Weekend hat ong'fanga... jetzt geht's dann wuild auf...!“

„Da kannt ma glei' amal a frische Maß trinka... Auf daß wir a Schneid krieg'n...“

„Freili... sich glei' auf oanmal in die Natur 'rei z' stürzen dös wär' gar net g'sund...“

„Prost...'s Weekend soll leb'n...!“ schrie Vater Plattlinger in der hintersten Ecke über den Schaum des Maßkruges hinweg.

Hinter ihm hingen Raupenhelme, Hinterlader, Turkosmützen und ein Tölzer Floß mit Baumstämmen und dreifachem Jodlerecho.

„Vata, tua d' Joppen runter...!“

Da is kühl wia im tiefsten Wald... Und von der Küch' her riacht's nach Kartoffisalat...“

„Was hab' i' g'sagt...?? Stimmt's mit'm Weekend...? Was dem Amerikaner und dem Berliner recht is, muaß dem Bayern billig sei...!“

„Jetzt wär' a kloaner Haferlstarock was feins...!“

„Fanny Hansi... teat's mit'm Kinderwag'n in Hof 'naus fahr'n, nachha könnt's spuiln in der frischen Luft... Dös tuat euch guat...!“

„...I spuil a Solo..!“ „I paß...!“

„Schmier, Mari, tua dein Zehner außi...!“

Draußen im Hof fingen Hansi und Fanny zwischen Ausklopfstange und Kehrichttonne Fleischfliegen.

„No a Maß... Und g'stocha...!“

In der anderen Ecke hatte sich inzwischen der „Cowboyverein zur Vertretung der Wildwestinteressen in Bayern“ zu seinem Weekend niedergelassen. Banklehrlinge, ergraute Familienväter und Abonnenten der Buffalo-Bill-Serie benützten das Wochenende, um in weiten Schlapphüten mit Tomahawkwerfen und Lassoschlingen in der Wirtshausecke Leib und Seele zu entspannen.

Plattlinger erklärt soeben seiner Familie die Tiefen des Tegernsees, der auf dem Halbekrügel seiner Gemahlin abgebildet war. Er fuhr seine Gestade mit dem Finger ab, hielt an den Dampfbootstationen an und war gerade am Strandhotel angelangt, — als vom Cowboytisch her eine Lassoschlinge schwirrte und das Zimmerfräulein mit mexikanischer Wildheit umarmte.

Augenblicklich fühlte Plattlinger, daß er inmitten dieser Weekendnatur die Dame zu schützen habe. Und sein Finger verließ die lieblichen Ufer der aufgemalten Landschaft und schleuderte den ganzen Tegernsee mit all seinen Tiefen gegen den Wildwestvorstand, daß die Fluten mit acht Prozent Stammwürze über die Symbole Texas' tropften...

Sogleich fuhren niederbayerische Messer mit dem Solingergruß durch den Rauch und Qualm auf — —.

Aber zunächst galt es, das Opfer des Sees zu bergen, das bereits unter den Tisch gerutscht war. Der Wirt alarmierte die Sanitäter...

Draußen im Hof hatten inzwischen Hansi und Fanny „Umladen“ gespielt, und der Inhalt der Kehrrichttonne lag im Kinderwagen und das Baby schrie aus dem Mülleimer.

Die Sanitäter trugen gen Cowby auf der Bahre durch die Gasthofstube. Plattlinger organisierte den Rückzug aus der Natur — in den dritten Hinterhof zurück...

Seine Gemahlin schluckte eine Serie Kopfwehpulver: „Dö Luftveränderung spürt ma halt do, wenn ma gar nia 'naus kommt..... Und d'Sonna hat a a bisserl grell beim Wirthausfenster 'rein brennt..,“

„Ja, nachha müaß ma uns 's nächste Mal halt mehr in Schatten sitzen und d' Fenster zumacha ..“

D' Fanny hat sich Glasscherb'n in d' Füaß 'nei tret'n — und da Hansi hat gar koan Appetit mehr, weil er d' Fleischfliagn alle g'fress'n hat...“

„Die freie Bewegung in der Natur is für dö Kinder halt a wen'g ung'wohnt... Und 's Weekend is in Bayern a bisserl z' schnell eing'führt wor'n...!“

Auch der hübsch möblierten Kammer schrie das Zimmerfräulein in hysterischen Krämpfen. Sie fühlte sich immer wieder auf weiter Flur überfallen — bis Plattinger ihr Kamillentee kochte, Kartoffelschnitz um ihre Stirne band, sie bis zum Lachkrampf kitzelte und zum zweiten Male sich als Retter „betreffs Natur“ erwies. — —

So begann das bayerische Weekend. Bald wurde nach Berliner Muster eine Wochenendausstellung eröffnet, auf der Diagramme über den Bierkonsum am Sonntag, Wallfahrtsandenken, Taschenapotheken, Stiletts, Fingerabdrücke aus dem Polizeialbum, Kammerfensterleitern, Rehgewichtel, Bierzeichen, Staubsauger und die Wochenendspielpläne der Kinotheater zu sehen waren.

Vom Kultusministerium von den Behörden und Schulen, wird der Besuch der Ausstellung als bodenständige Tat wärmstens empfohlen. Sportvereine halbe Preise!...

Mitri

Von Franz Hessel.

Die Kommerzienrätin hatte sich nun doch entschlossen, zwei Vorderzimmer zu vermieten, oder, wie sie es ausdrückte, „abzugeben“. Die materiellen Vorteile eines solchen Verfahrens betonte sie nicht gern, wies lieber daraufhin, daß es neuerdings soviel Einbruchsdiebstähle gebe. Und da das früher einmal vornehme Haus, in dem sie die halbe erste Etage innehatte, zu den zahlreichen Berliner Häusern gehörte, in denen der Portier tagsüber sich meist durch ein eingeschobenes Türkissen vertreten läßt und nachts schläft, war für die Rätin ein männlicher Schutz in Gestalt eines kräftigen, jungen Mieters nicht unangebracht. Aber Glück mußte man haben, wie ihre Freundin, das alte Fräulein von Möllendorf, die einen ehemaligen Offizier beherbergte, der jetzt im Reichsgesundheitsamt tätig, sehr regelmäßig und rücksichtsvoll war. Nur keine Dame, das hatte sie sich vorgenommen. Die wollen immerzu in die Küche!

Die Rätin wählte nach langem Zaudern unter ihren Mietskanidaten einen jungen Ausländer, der durch den Attachee einer Gesandtschaft empfohlen war. Der sympathische Herr war Bulgare, das heißt eigentlich geborener Rumäne, erst seit den Balkankriegen Bulgare. Im Aussehen hatte er etwas Türkisches, seine Eltern hatten übrigens auch noch die türkische Oberherrschaft erlebt. Seinen schwierigen Namen reduzierte die Rätin auf die Koseform Mitri, wenn sie von ihm in ihrer bald munteren bald bekümmerten, immer sehr lebhaften Art zu erzählen pflegte. Sie hatte nun einmal den hohen Blutdruck, wie die Aerzte ihr stets versicherten, und es war ein Wunder, daß sie die letzte Operation in den Wechseljahren nach dem Tode des Gatten gut überstanden hatte.

Es war Frühling, als Mitri einzog, und die Rätin freute sich in ihrem Salon, daß der junge Mieter nebenan in seinen Zimmern schöne Morgensonne hatte. Anfangs war er wenig zu Hause. Gleich nach dem Frühstück stürzte er fort und kam meistens erst spät in der Nacht wieder. Selten tauschte sie einen Gruß mit ihm, am ehesten noch, wenn er früh das Telephon im Flur benutzte, um mit seinem Freunde, dem Attachee, zu sprechen und sie im Morgenhäubchen vorüberhuschte.

Im Juni war Mitri ein paar Tage krank; da ließ die Rätin es sich nicht nehmen, ihn persönlich zu pflegen. Reizend lag er da in seinem Hausgewand, einem Zwitterding von Pyjama und balkanischem Nationalkostüm. Das sonst ölglatte Haart fiel ihm in schwarzen Locken in die Stirn. Die bräunliche Blässe seines Gesichts mutet die Besucherin so südlich beglückend an, wie damals Gesicht und Gebärden des jungen Vetturino, der sie und ihren Gatten durch die römische Campagna zu den Katakomben gefahren hatte.

In den nächsten Wochen blieb er viel zu Hause. Er benützte das Telephon intensiver als früher. Nach dem, was der Rätin von seinen Gesprächen zu Ohren kam, mußte er an größeren Unternehmungen beteiligt sein. Auch besuchten ihn bisweilen Geschäftsleute, die meisten leider von einem Schlage, der der Rätin nicht eben sympathisch war. „Die haben alle Wucheraugen,“ sagte sie zu ihrer alten „Stütze“ Marie und bezeichnete damit treffend die Kälte des Blickes, der von dem Wert alles Sichtbaren gelassen seine Prozente einzieht. Als im Hochsommer die Rätin in das kleine, thüringische Bad reiste, das für ihre Gesundheit ebenso förderlich und dabei bedeutend billiger war, als Kissingen oder Marienbad, empfahl sie der Stütze eindringlich, in ihrer Abwesenheit gut für Mitri zu sorgen, was diese mit freudigem Eifer versprach.

Am Vormittag des 1. August klingelte Käte die Tochter des Hauswirtes, an der Wohnungstür der Frau Kommerzienrat, um die Mietsquittung zu bringen. Die alte Marie trat gerade mit dem Kaffegeschirr aus dem Vorderzimmer und ließ, um schnell öffnen zu gehen, die Zimmertür hinter sich auf. So sah das eintretende junge Mädchen den schönen Mitri in seiner prächtigen Haustracht auf buntem Polster lagern und glaubte einen Prinzen aus Tausendundeiner Nacht zu sehen. Auch Mitri hatte einen erfreulichen Anblick. Die blonde Käte war ebenfalls märchenschön, allerdings abendländisch, ein Dornröschen, durchaus lohnend, aus dichten Tugendhecken befreit zu werden. Ihr Vater, der Hauswirt, selbst ziemlich scheußlich, fettblaß, schieläugig und von schlechter Masse, war ehedem Bäcker gewesen und reich geworden, wie viele seiner Zunft, hatte das Haus gekauft und sich daumendrehend zur Ruhe gesetzt. Und wie so manchem garstigen Bäcker, hatte der Himmel ihm eine schöne Tochter beschert. Bäckertöchter bekommen nämlich durch das viele Mehl, in dem Vater und Mutter wühlen und atmen, oft eine wunderbare Haut, weißblond wie Wecken und Kuchenteig. Das ist ein bekanntes Schöpfungswunder. Lange sahen sich die beiden Schönheiten an, sprachen aber bei dieser ersten Begegnung kein Wort miteinander.

Nach den üblichen fünf Wochen Kur kam die Rätin heim, und ihre erste Frage an Marie betraf Mitri

„Der hat sich sehr geändert, seit Frau Rätin fort sind. Alle paar Tage gibt er eine große Tee- oder Abendgesellschaft. Und da geht's hoch her. Jedesmal zerbrechen uns die jungen Herren ein paar Gläser. Eine Schande, wie morgens dann immer unsere Teppiche aussehen, lauter Weinflecken und Zigarrenasche.“ Von gewissen Nächten, ach, von denen wollte sie gar nicht reden. Jugend müsse sich ja die Hörner ablaufen, aber nicht gerade an den Möbeln der Frau Rätin.

Kaum hatte sich diese vom ersten Schrecken erholt, ein wenig Toilette gemacht und an den Kaffeetisch gesetzt, so ließ sich der Hauswirt bei ihr melden. Er müsse etwas mit ihr besprechen, es sei ihm selbst peinlich, pustete er kurzatmig, sah mit dem linken Auge auf die Troddeln der Tischdecke, und mit dem rechten auf die Gardinenstange des nächsten Fensters, ließ sich auf wiederholtes Bitten in einen Sessel nieder und begann:

„Nun waren sie so lange fort, Frau Kommerzienrat, daß ich schon glaubte, Sie kommen überhaupt nicht wieder...“

„Aber ich war doch nicht länger fort als sonst. Im Gegenteil...“

„Frau Kommerzienrat, ich habe ein Auge zugedrückt, als Sie einen Untermieter genommen haben, obgleich mir als dem Hauswirt das Recht zusteht, Einspruch zu erheben.“ (Man wundere sich nicht über die verhältnismäßig gebildete Ausdrucksweise des Mannes. Er war Stadtverordneter und besuchte Versammlungen.) „Ich müßte mich dagegen verwahren, sehe aber ein, daß heutzutage die Verhältnisse zwingen... ich bin ja selbst durch alles, was über uns hereingebrochen ist, ein armer Mann geworden, und von den neuen Mietssteigerungen müssen wir Wirte das meiste abgeben und dabei mitansehen, wie unsere Mieter die Zimmer in unseren Häusern weitervermieten, wovon wir gar nichts haben. Und nun sehen Sie, Frau Kommerzienrat, da sind gestern nacht von den neuen Treppenläufern, die ich im Frühjahr gelegt habe, die beiden mittleren gestohlen worden. Ja, auf wen soll ich Verdacht werfen? Natürlich auf die fremden Leute, die hier aus- und eingehen. Der junge Mann, der bei Ihnen wohnt, gibt immer Gelage, und das viele Gelaufe auf meinen guten Teppichen ist mir so schon unangenehm.“ „Alter Gauner!“ dachte die Rätin, verzog aber keine Miene und beruhigte, so gut es ging, das Ungetüm, das jetzt links den Spiegel und rechts den Spucknapf fixierte.

Allein sich selbst konnte sie nicht beruhigen. Früh legte sie sich zu Bett, schlief aber nicht ein. Mitten in der Nacht hörte sie Geräusch auf dem Flur. Dann klopfte es an ihre Tür. „Ach, liebe Frau Rätin, darf ich noch hinein? Bleiben Sie ruhig liegen, ich setze mich zu Ihren Füßen.“ Mitri trat ein, küßte ihr anmutig die Hand, und ehe sie noch dazu kam, ihm Vorstellungen zu machen, begann er, sein Herz auszuschütten.

Plötzlich hatten ihn die Seinen im Stich gelassen, seine bevorstehende Eheschließung mit einer reichen, griechischen Reederstochter war durch neue balkanische Unruhen und Familienintrigen hintertrieben worden. Nun müßte er sich hier nach einem Verdienst umsehen. Dazu wollten ihm die Freunde auf der Gesandtschaft gern behilflich sein, aber bis sich etwas Geeignetes fände, könnte immerhin eine gewisse Zeit vergehen. Sie sei stets wie eine Mutter zu ihm gewesen. Die Pflege damals während seiner Krankheit werde er ihr nie vergessen!

Er fand so reizende Wendungen, noch dazu in seinem putzigen Deutsch mit den wohltuend kernigen Konsonanten, daß die Rätin ganz hingerissen war und, statt ihm ins Gewissen zu reden, in die Schublade des Nachttisches langte und ihm daraus einen Schlüssel reichte, mit dem er den Schreibtisch öffnen mußte. Diesem entnahm er die Kassette, die sie dann mit einem zweiten, in einem seidenen Beutelchen an ihrem Busen verborgenen Schlüssel aufmachte, um ihm etliche Scheine zu übergeben. Er beschwor hoch und teuer, das Geld baldigst zurückzuerstatten und verließ sie unter tausend Dankesbezeugungen.

Erschöpft von so viel Erregungen schlief die Rätin tief ein. Aber noch vor Tagesanbruch wachte sie mit heftigem Herzklopfen aus wirren Fieberträumen auf. Um sich Linderung zu verschaffen, wollte sie aus der Hausapotheke links unten im Büffett das Fläschchen mit den Digitalistropfen holen. Zitternd schlich sie in den Flur. Beim Eintreten ins Eßzimmer meinte sie hinter sich ein Geräusch zu hören. Sie wandte sich um. Huschte da nicht eine verschleierte, weibliche Gestalt? Klinkte nicht die Wohnungstür? Als sie Licht anknipste, war alles wieder still und leer. „Traumspuk,“ dachte die Rätin, nahm die wohltätigen Tropfen aus der Lade und schlief dann bis tief in den Tag.

Kaum aufgewacht, wollte sie nach dem armen Mitri sehen, aber der war schon ausgegangen und kam den ganzen Tag nicht nach Hause. Es wurde einige Male telephonisch nach ihm gefragt und von ärgerlichen Stimmen ersucht, er solle doch, sobald er heimkäme, die und die Nummer anrufen. Aber auch abends ließ er sich nicht blicken.

Am anderen Morgen erschien in offener Wohnungstür, vor der die Portierfrau fegte, die Nachbarin, Frau Alsen, stürmte herein und auf die erschrockene Rätin zu deren Schwelle sie noch nie überschritten hatte. „Haben Sie schon gehört? Die Tochter vom Hauswirt, die schöne Käte, ist verschwunden!“

In blitzschneller Gedanken-Assoziation eilte die Rätin ins Wohnzimmer ihres Mieters. Mitten auf dem Tisch lag unter dem Schlüsselpaar ein Stück Papier, darauf stand: „Tausend Dank und Lebewohl!“

Ob der Fliegende Teppich, der die beiden Liebenden entführte, einer der gestohlenen Läufer aus dem Treppenhause war, weiß ich nicht. Der Hauswirt trauert diesen Läufern mehr nach als der Tochter. „Denn,“ sagte er, „die sind verloren. Die Käte wird schon wiederkommen, wenn es so weit ist.“

Die Rätin hingegen grämt sich mehr um Mitri als um das eingebüßte Geld. Es wird demnächst eine ältere Nichte zu ihr ziehen, die ihre Wohnung aufgibt.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Der englische Gewerkschaftskongreß

Dieser Kongreß der englischen Gewerkschaften, der die zweite Septemberwoche in Edinburg tagte, ist überaus ruhig verlaufen. Es fehlt in England nicht an Stimmen, die den Kongreß nicht so ruhig, weniger unlebendig wünschten, weil sie im Anbetracht der schwierigen Lage kühnere Beschlüsse oder Schritte erwarten zu können glaubten. Um diese Erwartung wie manche Beschlüsse des Kongresses zu verstehen, muß man sich die jetzigen Schwierigkeiten der englischen Gewerkschaftsbewegung vergegenwärtigen.

In keinem Industriestaate ist die Gewerkschaftsbewegung heute in einer mißlicheren Lage, wie in England. Seine Industrie leidet seit Jahren unter einer schweren Geschäftsflauheit. Eine Million Menschen lebt von der Erwerbslosenunterstützung, eine andere Million von den kargen Groschen der Armenverwaltung. Und vorderhand ist nichts zu sehen, was eine Besserung verspräche. Die da behaupten, daß eine Verschlimmerung wahrscheinlicher sei als eine Verbesserung, haben gewichtige Gründe für sich.

Die englische Industrie ist, mit der Deutschlands oder Nordamerikas verglichen, technisch wie organisatorisch zurück. Eine Zusammenlegung von vielen kleinen Betrieben hätte längst vorgenommen, der Produktionsapparat verneuzeitlicht werden müssen. Dem stand und steht der Unternehmer, der stark individualistisch gesinnte, entgegen, von anderen Hemmnissen ganz zu schweigen. Währenddessen ist bei den großen Wettbewerbern der englischen Industrie, bei Deutschland, Amerika usw., die Verschmelzung von Betrieben und die Kartellierung mit der Rationalisierung weit gediehen. Die Wirkung spüren die englischen Kaufleute sehr nachhaltig. Sogar in England selbst werden immer mehr ausländische Erzeugnisse gekauft, weil die der heimischen Industrie zu teuer sind.

Der Not gehorchend, beginnen nun auch die englischen Industriellen mit der Verschmelzung der Betriebe und der Rationalisierung. Das bedeutet, wie wir in Deutschland am besten wissen, Hin- und Herschieben von Belegschaften und Ueberflüssigwerden zahlreicher Arbeiterscharen. Damit hat es erst begonnen, und es wird sehr wahrscheinlich noch ärger werden. Die Zusammenlegung von Betrieben wie die Rationalisierung aber greift in England das Gefüge der Gewerkschaften stark an. Die Unternehmen vereinigen sich, die Gewerkschaftsbewegung aber ist in mehr als 1100 selbständige Verbände geschachtelt. Die Stillegung oder Zusammenlegung von Betrieben schwächt die kleinen Gewerkschaften oder bedroht ihr Dasein überhaupt. Die Rationalisierung zeitigt neue Berufe oder bringt halb- und ungelernte Leute in die Arbeitsplätze, in denen bislang nur zünftige Tradesunionisten tätig waren, so daß diese überflüssig werden. Gegen die Zulassung von halb- und ungelernten Werkstattkollegen zur Gewerkschaft haben sich bisher aber die gelernten Leute mit allen Mitteln gewendet. Das wird, je länger, desto weniger möglich sein.

Die Organisierung der halb- und ungelernten Leute wurde von den zünftigen Gewerkschaftern, gewiß nicht von allen, sehr vernachlässigt. Jetzt nehmen sich die Unternehmer dieser unorganisierten Leute mit verdächtigem Eifer an. Sie werden von den Fabrikanten in Werksgemeinschaften und „Hausgewerkschaften" gesammelt und mit allerhand Vergünstigungen und noch mehr Versprechungen zu ködern versucht. Um diesem Unterfangen des Unternehmertums — in England Spencerismus genannt — zu begegnen, müßten die Tradeunions ihre Türen für alle Arbeiter, für die gelernten wie ungelernten, öffnen, und es müßten die Vorschriften über die Lehrzeit wie die „Privilegien" der gelernten Leute aus den Gewerkschaftsstatuten verschwinden. Weiter müßten die zahllosen Vereine in nationalen Berufs- oder Industrieverbänden vereinigt werden. Das alles aber braucht im Mutterlande des Tradeunionismus Zeit, viel Zeit und eine gründliche Umstellung des gewerkschaftlichen Geistes. Die Notwendigkeit der geistigen und organisatorischen Umstellung wird nun zwar auch in den Kreisen der alten Gewerkschafter anerkannt, aber es war davon auf diesem Kongreß nur im Vorbeigehen die Rede.

Die mißliche Lage der englischen Industrie und der Gewerkschaftsbewegung haben bei deren leitenden Leuten in starkem Maße mitgewirkt, ein freundliches Verhältnis mit Moskau zu suchen. Man erinnert sich noch, daß auf dem Gewerkschaftskongreß vor zwei Jahren Tomski, der Wortführer der Roten Gewerkschafts-Internationale, mit heller Begeisterung empfangen und ihm eine goldene Uhr überreicht wurde. Durch die freundschaftlichen Beziehungen mit Moskau glaubte man das englisch-russische Geschäft zu beleben und der eigenen Gewerkschaftsbewegung mehr Kraft, wenn auch nur moralischer Art, zu sichern. Dieser Glaube bewirkte die Bildung des englisch-russischen Komitees. Damit glaubten die englischen Genossen, den Freundschaftsknoten mit Moskau geschürzt zu haben. Jetzt nun, nach zweijähriger Erfahrung, müssen sie gestehen, daß sie sich schwer getäuscht haben, oder schwer getäuscht wurden. Der Hauptredner in dieser Sache, der Sekretär Citrine, erklärte dem Kongreß, daß das zwei Jahre lange Bestreben, eine Verständigung zwischen den russischen und den englischen Gewerkschaften zustande zu bringen, an der „rohen Anmaßung" der Russen gescheitert sei. Je länger man mit den Russen beisammen gewesen sei, desto deutlicher hätten sie die Auffassung offenbart, daß für sie „Moskau gewissermaßen die Bühne ist, auf der die revolutionären Kämpfe der Arbeiterschaft durchgefochten worden und daß die Gewerkschafter des Restes der Welt interessierte Zuschauer sind. Die Russen halten es für ihre Pflicht, Heilmittel vorzuschreiben, die die anderen einnehmen müssen, und die Russen bestehen für die anderen auf das Einnehmen dieser Mittel. Sie halten sich selbst für die Behüter der Weltarbeiterschaft. Der britische Gewerkschaftsbund aber, so erklärte Citrine weiter, muß es ablehnen, geschulmeistert und behandelt zu werden, wie eine untergeordnete Gruppe der Kommunistischen Partei ..."

Allseitige Zustimmung fand der Sekretär des Gewerkschaftsrates, als er sagte, man sei von den Russen dermaßen beschimpft worden, daß sich jeder englische Vertreter weigern werde, noch mit ihnen zusammen zu kommen. Der Gewerkschaftsrat schlug dem Kongreß vor, die Beziehungen mit den Russen abzubrechen, da nach all der Erfahrung die Weiterführung zu nichts Gutem führe. Dieser Antrag wurde dann mit 2 551 000 gegen 620 000 Stimmen angenommen. Die ablehnenden Stimmen entfallen meist auf den Verband der Eisenbahner und der Bergleute. Die Vertreter der ersteren stimmten dagegen, weil sie die Stunde für den Bruch mit Moskau nicht gerade günstig hielten, die Vertreter der Bergleute waren in der Frage verschiedener Meinung.

So sind denn nun auch die englischen Gewerkschafter durch bittere Erfahrung von ihrem Aberglauben geheilt. Sie glaubten, durch brüderliche Zusammenarbeit mit den Russen an tatsächlicher und moralischer Kraft zu gewinnen, statt dessen wurden sie, die Engländer, von den Russen geschulmeistert und beschimpft, wurden in den englischen Gewerkschaften kommunistische Zellen gebaut, sogenannte Einheitsausschüsse und oppositionelle Gruppen gebildet, kurz der Spaltpilz allerorten hineingetragen. Und das in einer Zeit, wo die Gewerkschaftsbewegung Einheitlichkeit im Denken und Handeln nötiger denn je hat.

Das Verhältnis zum Internationalen Gewerkschaftsbund ist überaus sachlich und verheißungsvoll erörtert worden. Der Wortstreit, den es auf dem Gewerkschaftskongreß von Paris wegen der Präsidentschaftskandidatur Purcells gab, ist kaum erwähnt worden. Dem Gewerkschaftsrat wurde es anheim gegeben, in der nächsten Sitzung des Vorstandes der Amsterdamer Internationale im Sinne der englischen Auffassung zu wirken, was insbesondere heißt, für eine allumfassendere Internationale einzutreten. Womit nur ausgedrückt ist, daß die englischen Gewerkschaften, zumal jetzt in der für sie schweren Zeit, die internationale Sache über Personenfragen stellen.

Die wirtschaftliche Krise oder deren Milderung spielte in der Programmrede des Präsidenten des Gewerkschaftsrates, Hicks, eine große Rolle. Er schlug zur Behebung der Wirtschaftsnot vor, eine ständige Zusammenarbeit der Gewerkschaften und der Unternehmerverbände. Die Maschinerie zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Kapital und Arbeit sollte besser ausgenutzt und regelmäßig Konferenzen zwischen den Vertretern beider Seiten einberufen werden, um gemeinsam die Leistungsfähigkeit der Industrie zu steigern, weil ja keine der beiden Seiten allein imstande sei, das Problem befriedigend zu lösen.

Die Hickschen Vorschläge glauben verschiedene bürgerliche Zeitungen Englands als den „neuen Tradeunionismus" bezeichnen zu sollen. Ob diese Bezeichnung eine Bestätigung durch die Wirklichkeit findet, muß abgewartet werden. Und scheint es zumindestens zweifelhaft. Da eine geziemende Erörterung der Vorschläge auf dem Kongreß nicht stattfand, kann nicht gesagt werden, inwieweit er damit einverstanden ist. Aber ganz abgesehen davon, das Unternehmertum dürfte wenig Neigung haben, auf die Vorschläge einzugehen. Die Gewerkschaften werden sich sehr wahrscheinlich ihr Recht, bei der Umstellung der Industrie und bei der Rationalisierung mitzustimmen, erkämpfen müssen.

Einige Tage vor dem Zusammentritt des Kongresses hatte der Erste Minister Baldwin die Gewerkschaften zur Mitarbeit an der Herstellung des industriellen Friedens aufgefordert. Der Kongreß ist die Antwort nicht schuldig geblieben. In einer Entschließung erklärt er, daß das größte Hindernis der Mitarbeit Mister Baldwin und seine Regierung sei, besonders durch ihre Angriffe auf die Löhne und Freiheiten der Arbeiter und durch das von Klassenhaß diktierte Gesetz gegen die Gewerkschaften und des Streikrechts. Und der Begründer dieser Entschließung sagte unter lautem Beifall des Kongresses, den besten Beweis könne Baldwin dafür, daß er es mit dem industriellen Frieden ehrlich meine, geben, daß er sein Amt niederlege.

Die Wirkung des gewerkschaftsfeindlichen Gesetzes, von dem eben die Rede war, wurde dem Kongreß kurz vor seinem Schluß deutlich vor Augen geführt. Ein Vertreter der Gewerkschaften für öffentliche Dienste, die etwa 100 000 Mitglieder zählen, nahm Abschied vom Gewerkschaftsbund, weil ihnen das Gesetz die Zugehörigkeit verbietet. Der Vertreter erklärte, es sei dies nur ein Urlaub für die Dauer des Bestehens des Gesetzes, die Gesinnung seiner Mitglieder werde durch nichts geändert.

Die neuen Aufgaben der Gewerkschaften

Vorstandsbeschlüsse des IGB.

Amsterdam. Eine Vorstandssitzung des Int. Gewerkschaftsbundes befaßte sich dieser Tage in erster Linie mit den zahlreichen Aufgaben, die der Pariser Kongreß dem Vorstand und dem Sekretariat übertragen hat. Schon in dieser ersten Sitzung der durch zwei neue Mitglieder erweiterten Exekutive machte sich die gute Auswirkung verschiedener in Paris getroffener organisatorischer Maßnahmen deutlich bemerkbar. Nach einer in mancher Hinsicht eingetretenen strafferen Koordination und Zentralisierung der Kräfte wird der IGB. mit doppelter Sachlichkeit und Einheitlichkeit seine Arbeit fortsetzen.

Was die in Paris zur Annahme gelangten

Resolutionen über die großen Probleme unserer Zeit

betrifft, so traf der Vorstand zunächst vorbereitende Arbeiten zur Ausführung der Beschlüsse hinsichtlich der Wirtschaftslage der Arbeiter, des Kampfes um den Achtstundentag, der Antikriegspropaganda usw. Zunächst soll der endgültige Text des vom Pariser Kongreß aufgestellten wirtschaftlichen Programms den Landeszentralen zur Stellungnahme zugesandt werden. Sie sollen um jene Auskünfte gebeten werden, die jeder sachlichen Wirksamkeit auf internationalem Gebiet zugrunde gelegt werden müssen, Auskünfte über die im nationalen Rahmen im

Kampf gegen die schutzzöllnerische Handelspolitik

erreichten Resultate, sowie über Vorkehrungen zur Vermeidung der Schädigung der Arbeiterschaft durch die Rationalisierung, zur Bekämpfung der Auswüchse des nationalen und internationalen Kartellwesens. Die von den Landeszentralen bereits erzielten Resultate und die für die nächste Zukunft von ihnen geplanten Aktionen sollen die Grundlage der Arbeit und Propaganda auf internationalem Gebiet werden. In diesem Sinne sollen die eingegangenen Antworten vom Sekretariat beantwortet und in einem Bericht in einer der nächsten Vorstandssitzungen vorgelegt werden. Das Endziel ist die

Aufstellung eines praktischen Aktionsprogramms,

mit dessen Vorbereitung das Sekretariat beauftragt wurde.

Die Frage des

Achtstundentags

wurde von zwei Gesichtspunkten aus behandelt. Da die Arbeiterschaft international immer noch am meisten von der Ratifizierung der Washingtoner Konvention zu erwarten hat, sollen die Bestrebungen in dieser Richtung nach Möglichkeit gefördert werden, und zwar durch direkte Schritte bei den Regierungen, durch parlamentarische Eingriffe in Zusammenarbeit mit den der Ratifizierung günstig gesinnten Parlamentsgruppen, durch Propagandaversammlungen und Pressekampagnen. Um die Wirksamkeit dieser Schritte zu erhöhen, sollen sie in den verschiedenen Ländern möglichst gleichzeitig unternommen werden. Diese Wirksamkeit der äußeren Front soll ergänzt werden, durch Erhebungsarbeiten innerhalb der Gewerkschaften, durch die ein klares Bild der wirklichen Lage gewonnen werden soll.

In diesem Sinne hat der Pariser Kongreß eine Resolution angenommen, in der der Vorstand beauftragt wird, sich mit den Landeszentralen in Verbindung zu setzen, um zu bewirken, daß mit Beginn 1928 alle zwei Jahre eine Untersuchung über die wöchentliche Arbeitszeit durchgeführt und darüber eine Statistik angelegt wird. Schließlich wurde noch die Gestaltung des Verhältnisses zum Internationalen Arbeitsamt besprochen. Die Landeszentralen und ihre Organisationen sollen so früh wie möglich genau über die dort zur Behandlung kommenden Probleme unterrichtet werden. Diese Aufklärungsarbeit soll dem Vorstand des IGB. die Möglichkeit geben, internationale Gesichtspunkte hervorzuheben, so daß die Landesorganisationen in der Lage sind, bei der Beantwortung der Fragebogen gegenüber ihren Regierungen diese Richtlinien genau zu beachten. Die

Exekutive des gewerkschaftlichen Arbeiterinnen-Komitees

wurde in ihrer jetzigen Form bestätigt. Die Frage der italienischen Arbeiterbewegung beschäftigte den Vorstand in doppelter Hinsicht; erstens in bezug auf Italien selbst und zweitens in bezug auf die ausgewanderten italienischen Arbeiter. An der zweiten Frage sind Frankreich, Belgien, die Schweiz und Luxemburg interessiert. Es wurde die Abhaltung einer Konferenz aus Vertretern der in Betracht kommenden vier Länder, sowie der beteiligten Berufssekretariate in Aussicht genommen. Wegen einer bestimmten Sprache oder Hilfssprache gemäß Auftrag des Pariser Kongresses soll an die Landeszentralen und Berufssekretariate herangetreten und untersucht werden, welche Sprache speziell in Frage kommt. Die Reorganisation des Internationalen Gewerkschaftsbundes wird auf der nächsten Ausschußsitzung, vom 17. bis 20. Januar, in Berlin weiter behandelt werden. Die nächste Vorstandssitzung findet am 7. und 8. November in Amsterdam statt.

Neuer Aufstieg in der Schweizer Gewerkschaftsbewegung

Industrie und Handel haben in der Schweiz in den letzten Jahren schwere Krisenzeiten durchmachen müssen. Diese wirtschaftlich ungünstigen Zeiten sind auch nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in der Schweiz geblieben. Die internationale Gewerkschaftsbewegung in der Schweiz hatte in den Jahren des Weltkrieges in der Schweiz große Fortschritte zu verzeichnen. Während die sozialistischen Gewerkschaften im Jahre 1914 nur 74 675 Mitglieder zählten, erreichten sie im Jahre 1919 mit 223 588 Mitgliedern ihren Höchststand. Während im Jahre 1920 der Mitgliederbestand mit 223 572 Mitgliedern fast unverändert blieb, ging dieser bereits im Jahre 1921 auf 179 391 zurück, um im Jahre 1925 mit 149 997 Mitgliedern seinen Tiefstand zu erreichen. Das Jahr 1926 zeigt erfreulicherweise wieder ein Ansteigen der Mitgliederzahlen um 3800 auf 153 797 Mitglieder. Von den Kantonen führt Bern mit 33 948 gewerkschaftlich Organisierten, während von den einzelnen Städten Zürich mit 19 934 an der Spitze steht, dem Basel mit 15 019 und Bern mit 14 371 folgen. Auf

die einzelnen Fachgewerkschaften

verteilen sich die organisierten Gewerkschaftler wie folgt:

Metall- und Uhrenarbeiter	44 424
Eisenbahner	36 653
Bau- und Holzarbeiter	18 278
Personal öffentlicher Dienste	11 886
Handels-, Transport- u. Lebensmittelarbeiter	11 824
Textilfabrikarbeiter	8 129
Post- und Telegraphenangestellte	7 249
Typographen	5 625
Textilheimarbeiter	2 548
Bekleidungs- und Lederarbeiter	2 141
Stickereipersonal	2 068
Buchbinder	1 209
Telephon- und Telegraphenarbeiter	1 192

Kleinere Fachverbände bilden dann mit höchstens bis zu etwa 200 Mitgliedern die Zahntechniker, Hutarbeiter, Chorsänger und Holzschnitzer.

Das Vermögen des Gewerkschaftsbundes stieg von 12 766 495 Franken im Jahre 1925 auf 14 398 575 Franken im Jahre 1926, während es im Jahre 1914 nur 2 573 327 Franken betragen hat. Die Einnahmen betrugen im Jahre 1926: 8 626 640 Franken (1925: 8 373 297) und die Ausgaben 7 545 492 Franken (1925: 6 747 594). Die durchschnittliche Beitragsleistung des einzelnen Mitgliedes des Gewerkschaftsbundes belief sich im Jahre 1926 auf 43,25 Franken gegen 40,03 Franken im Jahre 1925 und 28 Franken im Jahre 1913. Von den Ausgaben seien besonders erwähnt die von 1 225 453 Franken auf 1 996 912 Franken gestiegenen Aufwendungen für Arbeitslosenunterstützungen, sowie die Ausgaben für Streiks und Lohnbewegungen, die im Jahre 1926 591 536 Franken betrugen gegne 533 745 Franken im Jahre 1925.

Wie im offiziellen Bericht des Bundeskomitees des Gewerkschaftsbundes ausgeführt wird, war, wie schon eingangs erwähnt, die allgemeine wirtschaftliche Lage in der Schweiz zu ungünstig, um große Erfolge in der Verbesserung der Arbeits- und Lohnbedingungen zu erkämpfen. Im Jahre 1926 wurden 329 Bewegungen durchgeführt, von denen 144 einen vollen, 116 einen teilweisen Erfolg hatten und 43 ohne das gewünschte Ergebis abgebrochen werden mußten; unter Berücksichtigung der an sich ungünstigen Verhältnisse ein durchaus erfreuliches Resultat. An diesen Lohnbewegungen waren insgesamt 127 817 Personen beteiligt, von denen 102 224 in den sozialdemokratischen Gewerkschaften organisiert waren. An erster Stelle standen die Metall- und Uhrenarbeiter, dann folgen der Verband der Handels-, Tranport- und Lebensmittelarbeiter und die Eisenbahner. In

294 Fällen, d. h. in etwa 90 Prozent der Fälle, konnte eine Einigung auf friedlichem Wege erzielt, in 34 Fällen mußte zum äußersten Mittel, zum Streik übergegangen werden. Die Gesamtzehl der Streik- und Unterstützungstage betrug bei insgesamt 2721 Beteiligten 65 000. Die durchschnittliche Tagesunterstützung betrug pro Streikenden 6,58 Franken.

Einen schönen Erfolg hatte die im Herbst des Jahres 1926 veranstaltete „Gewerkschaftliche Werbewoche". Für das neue Jahr kann mit einer weiteren günstigen Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung gerechnet werden. Ein besonderes Augenmerk hat man auf den Ausbau des vor zwei Jahren begründeten Solidaritäts- und Kampffonds gerichtet, der bereits eine ansehnliche Höhe erreicht und in Zeiten großer Lohn- und Arbeitskämpfe eine wertvolle Rückendeckung für die Gewerkschaften in der Schweiz in ihrem Kampfe für die Arbeiter sein wird.

Rundfunk

Gleiwitz Welle 250 — Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung:

11,15: Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,15—12,55: Konzert für Versuche und für die Industrie. 12,55: Nauener Zeitzeichen. 13,30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,45: Konzert auf Schallplatten. 15,30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht und Ratschläge fürs Haus. 22: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten und Sportfunkdienst.

Sonntag, den 25. September 1927. 11: Katholische Morgenfeier. — 11,50: Kammermusik von Beethoven. — 14: Rätselfunk. — 14,10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. — 14,20: Märchenstunde. — 15: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Wirtschaftsgeschichte. — 16,30—18: Wagner-Nachmittag. — 18: Schachfunk. — 18,50—19,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Liederstunde Oberschlesische Tonsetzer. — 19,35—20,05: Abt. Heimatkunde. — 20,15: Bunter Abend. — 22,15—24: Tanzmusik der Funkkapelle.

Montag, den 26. September 1927. 16,30—18: Wiener Volksmusik. — 18: Redakteur Paul Eckert: „Der Erfolg der Gugali für Schlesien". — 18,50—19,20: Uebertragung aus Gleiwitz: Oberschlesische Dichtungen. — 19,20—19,50: Hans Bredow-Schule. — 20: Der Becher Wein. — 21: Konzert an zwei Flügeln.

Posen — Welle 270,4.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Kathedrale. — 12: Vorträge. — 17,35: Konzert aus Warschau. — 18,40: Kinderstunde. — 19,25: Vorträge. — 20,30: Konzert. — 22: Zeitsignal, Berichte. — 22,30: Jazzband.

Montag. 13—14: Landwirtschaftliche Berichte, Grammophonkonzert, Börsenberichte. — 18: Konzert aus Warschau. — 19,10: Vortrag i. Französisch: Neue französische Bücher. — 20,30: Konzert. — 22: Zeitsignal, Berichte. — 22,30: Jazzband.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. — 19: Vortrag. — 20: Sportberichte. — 20,30: Konzert. — 22: Warschau. — 22,30: Konzert aus dem Pavillon.

Montag. 18: Warschau. — 19,10: Vorträge. — 20,30: Uebertragung aus Warschau.

Warschau — Welle 1111.

Sonntag. 10,15: Uebertragung der Messe aus der Posener Kathedrale. — 12: Zeitsignal, Berichte. — 13,45: Vorträge. — 17,35: Nachmittagskonzert. — 18,50: Vorträge. — 20,30: Abendkonzert. — 22: Zeitsignal, Berichte.

Montag. 12: Zeitsignal, Wirtschafts- und Wetterberichte. — 17,20: Vorträge. — 18: Tanzmusik. — 19,35: Französischer Kursus. — 20,30: Kammerkonzert. — 22: Berichte, Zeitsignal.

Wien — Welle 517,2 und 577.

Graz 357,1. — Klagenfurt 272,7. — Innsbruck 294,1 (versuchsw.).

Sonntag. 10,30: Chorvorträge. — 11: Konzert der Wiener Philharmoniker. — 15,30: Kammeroper (2 Einakter). — 18: Das alte und das neue Japan. — 19: Trio-Abend. — 20: „Doppelselbstmord" von L. Anzengruber.

Montag. 11: Vormittagsmusik. — 16,15: Nachmittagskonzert. — 18,15: Jugendstunde. — 19,30: „Norma" (Staatsoperübertragung).

Bern Welle 411. — Basel Welle 1100.

Sonntag. 10,30: Katholische Predigt. — 13: Mittagskonzert. — 15,30: Nachmittagskonzert. — 20: Cello-Konzert. — 21,20: Orchester.

Montag. 16: Orchester. — 20: Vortrag: Soziale Kämpfe im alten Rom (Sklavenkriege Spartagus). — 20,30: Orchester. — 21: Konzert. — 22,05: Orchester.

Mailand — Welle 315,8.

Sonntag. 10,30: Religiöses Vokal- und Instrumentalkonzert. 13: Eventl. amtliche Mitteilungen. 16,15: Vokal- und Instrumentalkonzert. 17,15: Kleine Kinderecke. 17,45: Forstwirtschaftliche Mitteilungen. 19: Eventl. amtliche Mitteilungen. 20,30: Anfangszeichen. 20,45: Zeitzeichen. Verschiedenartiges Konzert. Stefani-Nachrichten. Sportberichte. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,15: Mitteilungen. — 13: Eventuelle amtliche Mitteilungen. — 16,50: Jazz-Band. — 16,45: Börse, Handel und Kurse. — 17,20: Kleine Kinderecke. — 17,45: Landwirtschaftliche Mitteilungen. — 19: Evtl. amtliche Mitteilungen. — 20,15: Anfangszeichen. — 20,20: Radio des Enit. — 20,30: Die Dopolavoro. — 20,45: Zeitzeichen. Blanche: An den Grenzen der Geschichte. — 21: Unterhaltungskonzert. Unterbrechung: Eine Komödie. Stefani-Nachrichten. — 23: Jazz-Band.

Rom — Welle 450.

Sonntag. 10,30: Religiöses Vokal- und Instrumentalkonzert. 17,30: Konzert. 20,20: Eventl. amtliche Mitteilungen. 20,40: Radio des Enit. 20,50: Die Dopolavoro. 21: Zeitzeichen. Stefani-Nachrichten. Sportberichte. Forstwirtschaftliche Mitteilungen. 21,10: ungefähr: „La Roudine", Oper von Puccini. In der 1. Pause: Schau für die Weiblichkeit. 23,25: Letzte Mitteilungen.

Montag. 13: Evtl. amtliche Mitteilungen. — 17,10: Letzte Nachrichten. Kurse. Wetterbericht. — 17,20: Radio des Kindes. — 17,45: Konzert. — 18,50: Landwirtschaftliche Mitteilungen. — 20: Evtl. amtliche Mitteilungen. — 20,40: Radio des Enit. — 20,50: Die Dopolavoro. — 21: Zeitzeichen. — 21,10: Sinfonie-Konzert. — Unterbrechung: Medizinischer Vortrag. — 23,25: Letzte Mitteilungen.

Versammlungskalender

Partei-Vorstandssitzung!

Am Sonntag, den 25. September, vormittags 9½ Uhr, findet im Parteibüro, Zimmer 23 des Zentralhotels in Kattowitz, eine

Partei-Vorstandssitzung

statt. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Tagesordnung wird um vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder des Parteivorstandes dringend ersucht.

Mit Parteigruß!
J. A. Kowoll.

Achtung, Pressekommission!

Am Sonnabend, den 24. d. Mts., abends um 7 Uhr, findet im Zentralhotel in Kattowitz eine Pressekommissions-Sitzung statt.

Achtung, Arbeitersänger!

Das Gaukonzert muß bereits am 25. September stattfinden.

Generalprobe: Sonntag nachmittags 3 Uhr im Stadttheater.

Sozialistische Jugend.

Am Dienstag, den 27. d. Mts., findet unsere

Bezirks-Vorstandssitzung

in Laurahütte um ½8 Uhr statt.

Es wird erwartet, daß alle Gruppen vertreten sind

Kattowitz. (Bezirksdelegiertenversammlung des Maschinisten- und Heizerverbandes.) Für Sonntag, den 25. September, vormittags 9 Uhr, beruft die hiesige Bezirksleitung des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer nach dem Zentralhotel Kattowitz die fällige Bezirksdelegiertenversammlung ein. Sämtliche in den Zahlstellen gewählten Bezirksdelegierten haben daran teilzunehmen. Die Tagesordnung wird bei Beginn der Sitzung bekannt gegeben. Die Bezirksleitung.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Król. Huta; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse", Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.